Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 30 Leipzig, den 25. Juli 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Beschränktheit — Fechners philosophische Unsterblichkeitslehre. Erste Hälfte — Moderne und gläubige Predigten — Der Gesetzentwurf über die Verpflegungsstationen — Sozialwissenschaftliche Studien auf deutschen Universitäten — Die Treppe der Luisetta — Verschiedenes: Religion innerhalb der Grenzen der Humanität; Vom alten neuen Glauben; Die Evangelienkritik; Der moderne Pessimismus und seine Bekämpfung durch das geistliche Amt; Eine kurze Bemerkung — Anzeigen

Beschränktheit

. . . Mit der ihr eignen Feinheit und ihrem Geistesadel fand sie in jedem System, was gut und wahr daran war; sie brachte es ans Licht, hielt es fest und gebrauchte es als Waffe gegen die Irrtümer, die sich damit mischten.
(Lavater)

Eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes müßte zwischen Herz und Geist scheiden. Gewiß ist der Mensch in sich eins, aber es fehlt doch viel daran, daß alle seine Lebensäußerungen immer zusammenstimmen. Es scheint kaum glaublich, daß hohe und edle Gefühle nicht auch dem Verstande einen weiten Horizont eröffnen; aber nicht jedes Gehirn ist gleich konstruirt, und wir müssen auch den durch die Erziehung oft eingewurzelten Vorurteilen Rechnung tragen. Man würde sich argen Mißverständnissen und bedauernswerter Ungerechtigkeit aussetzen, wollte man in allen Fällen von der Beschränktheit des Geistes auf die des Herzens schließen.

Worin zeigt sich die Beschränktheit?

Etwa innerhalb der Dimensionen des Rahmens, in dem sich das Leben vollzieht? In religiöser Beziehung zum Beispiel darin, daß man zu einer kleinen Kirche gehört und nicht zur größten? Also ist es eine Mehrheitsfrage, und die Anhänger der Mehrheitskirchen sind die weitherzigsten. Wer glaubt es? Nein, wir müssen die Lösung anderswo suchen.

Zeigt sich die Beschränktheit in der Ueberzeugungsglut, mit der man an ein paar Glaubenssätzen festhält oder an ein paar Prinzipien des Handelns? Das hieße sagen, daß Weitherzigkeit nur dem Skeptiker möglich ist. In dem Augenblick, wo man an irgend einem Punkt eine Unterscheidung zwischen Wahr und Falsch oder zwischen Gut und Böse macht, zieht man eine Grenze und erscheint einem, der außerhalb dieser Grenze steht, beschränkt —, wofern nicht der selbst beschränkt ist, der sich mit Unrecht weitblickend nennt und auch nicht einmal diese Behauptung gestatten will.

Der Weg, den wir zu gehen haben, wird sichtbar. Engherzigkeit und Weitherzigkeit liegen weniger in der Wahl, die einer trifft (denn sonst könnte niemand darüber urteilen), als in der Art und Weise, wie jeder die von andern getroffne Wahl ansieht. Um zu wissen, wie ich mit jemandem in dieser Beziehung dran bin, halte ich mich nicht bei der Kirche auf, der dieser angehört, nicht bei der Partei, der man ihn zurechnet, bei der Lehre, die er bekennt. Ich beobachte ihn lieber in seiner Stellung zu den verschiednen Kirchen, den feindlichen Parteien und den entgegengesetzten Lehren. Bedarf es eines Beispiels? Ich brauche nur zu wiederholen, was ich über die Skeptiker sagte. Sie nehmen vielleicht mit wohlwollendem Lächeln alle Hypothesen an. Um zu erfahren, ob sie wirklich weitherzig sind, warte ich noch, wie sie sich absoluten kategorischen Behauptungen gegenüber verhalten. Werden sie bitter, zeigen sie sich diesen allein gegenüber untolerant, dann haben sie die Probe nicht bestanden. Für sie existirt dann nur eine Gelegenheit, bei der ihre Weise, die Dinge zu sehen, wirklich verletzt ist, und wenn sie es ist, sind sie eben bei der Prüfung durchgefallen.

Ein reformirter Pfarrer der französischen Staatskirche schrieb einmal, daß er mit Bedauern die staatsunabhängigen Kirchen immer mehr schwinden sehe. Wegen dieses Worts war er seiner eignen Kirche noch nicht untreu, diente ihr vielmehr mit aufrichtiger Ergebenheit, aber er sah die Dinge unter einem hohen und weiten Gesichtswinkel, der ihm die Einsicht ermöglichte, daß außerhalb seiner Kirche und vielleicht zu deren Bestem und zu Gunsten des Reiches Gottes überhaupt ganz mit Recht und mit Nutzen sich bestimmte geistige Prinzipien in andern kirchlichen Formen Ausdruck verschaffen.

Der Weitherzige hat einen Vorteil: er kann die andern begreifen; aber diese können ihn nicht verstehen. Er weiß, daß die großen Fragen mehr als eine Seite haben, daß die ganze Wahrheit und das ganze Heil nicht auf einem Felde wächst, während das andre nur Irrtum und Schlechtigkeit hervorbringt. Das Streben nach Gerechtigkeit und Verständnis, das ihn beseelt, findet seinen Lohn, und es ist für ihn schon eine hohe Freude, das Gute und Wahre in den menschlichen Organisationen, den Systemen und den einzelnen Individuen, die ihm vielleicht feindlich gegenüberstehen, ihn bekämpfen und verdächtigen, zu suchen und zu ahnen.

Sein schönster Sieg ist der, der ihm erlaubt, den engherzigen Gegner zu achten, zu ehren, ja ihn in manchen Stücken zu bewundern. Was sind doch die beschränkten Geister manchmal für ausgezeichnete, gewissenhafte Menschen! Gewiß, sie sind niemals einer Frage ausgewichen, aber die Schranken ihres Blicks ermöglichen ihnen jene Kraft zum Handeln, jene rücksichtslose Entschiedenheit, die den andern oft mangelt. Sie sind nie zaghaft und schwankend. Sie thun nicht die ganze Arbeit, die gethan werden muß, aber sie verrichten einen Teil davon und besser wie die andern. Sie sind nicht sehr anziehend und sympathisch für manchen Andersdenkenden, ja vielen erscheinen sie abstoßend, und doch gewinnen sie eine gewisse Zahl von Anhängern, die Autoritätsbedürftigen nämlich, die nur von ihnen gewonnen werden können. Sie besäen kein weites Feld, aber in den geraden und tiefen Furchen, die sie zogen, wird man einstens schöne Aehren lesen können.

Glücklich der, vor allen andern, der mit der größten Einfalt des Glaubens, mit der intensivsten Energie der Thatkraft das weitherzigste Wohlwollen in seinem Denken und seinen Neigungen harmonisch verbinden könnte! Leopold Monod

Fechners philosophische Unsterblichkeitslehre

1

Die Modephilosophie, die heutzutage den Markt der öffentlichen Anschauung beherrscht, verhält sich fast durchaus ablehnend gegen den Glauben an die Unsterblichkeit. Als die Modephilosophen unsrer Zeit müssen wir wohl Schopenhauer und Hartmann bezeichnen. Denn obwohl die Philosophen vom Fach sich von ihrem Einfluß mehr oder weniger frei gehalten haben, in die Durchschnittsbildung der Massen ist wohl keiner der andern namhaftern philosophischen Geister der Neuzeit so tief hineingedrungen wie diese beiden. Sie sind das Doppelgestirn der pessimistischen Nacht, in der man von einer Morgenröte der Ewigkeit nichts weiß und nichts wissen will. Während aber Schopenhauer, mehr Dichter als Philosoph, durch sein dichterisches Ahnen, trotz allem offiziellen Ableugnen der individuellen Unsterblichkeit, sich zu Ausdrücken von dem Zustand nach dem Tode verführen läßt, aus denen der unaustilgbare Drang der Menschenseele nach Unsterblichkeit hervorscheint, ist Hartmann viel konsequenter und energischer in seiner Feindschaft gegen den Glauben an eine individuelle Fortdauer. Der Unsterblichkeitsglaube ist ihm nur eine Illusion, die durch das Christentum sich in der Welt verbreitet und eine Zeit lang die Welt beherrscht hat, die aber von dem gegenwärtigen Fortschritt der Kultur im Grunde schon überwunden ist. Triumphirend erklärt er mit dem Schwinden der Unsterblichkeitshoffnungen aus dem Herzen der Gegenwart den Hauptnerv des Christentums für durchschnitten. In der That, sind dem Glauben erst die Wurzeln abgegraben, die er einst in den Boden der Ewigkeit senkte, dann ist er dem Verwelken preisgegeben, und sein völliges Absterben ist nur eine Frage der Zeit.

Von hohem Interesse muß es daher sein, einen der größten unter den neuern Philosophen, gerüstet mit allen Waffen der Wissenschaft, der dazu noch einen breiten Boden mit jenen beiden Modephilosophen als gemeinsame Grundlage hat, mit aller Begeisterung für den Unsterblichkeitsglauben eintreten zu sehen. Es ist dies der Naturphilosoph Gustav Theodor Fechner, geboren 1801, gestorben 1887, seit 1834 Professor der Physik in Leipzig.

Er betrachtet den Unsterblichkeitsglauben nicht als einen Kindertrost, den die reifer gewordne Menschheit wehmütig belächelt, sondern als ein unveräußerliches Gut des Menschengemüts, das an Glanz und Wert noch nichts eingebüßt hat. Ja als die Hauptaufgabe seines Lebens sieht er es an, der in geistigen Schlaf versunkenen Zeit Steh auf! und immer wieder Steh auf! zuzurufen, bis sie die Augen öffnen wird, um das geistige Leben zu schauen, das durch die ganze Schöpfung rinnt.

Als Mann der Wissenschaft kämpft er mit den Waffen, die ihm handlich sind, und die Art seiner Gegner schreibt ihm die Art seines Kampfes vor. Den, der von vornherein von der Unsterblichkeit überzeugt ist, muten darum die Gedanken des Philosophen oft seltsam und fremdartig an, und staunend betrachtet er die verschlungnen Wege, auf denen jener zu seinen Resultaten gelangt. Doch kann nicht leicht jemand bescheidner von seinem Werke denken als unser Philosoph. Er erklärt immer wieder, daß er nicht in das Gebiet des Glaubens einbrechen wolle und keineswegs gesonnen sei, seine Ausführungen als etwas Höheres hinzustellen, das den Glauben ersetzen und entbehrlich machen könnte. Er ist sich bewußt, daß seine Lehre ihr ursprüngliches, treibendes und leitendes Prinzip dem Christentum verdankt, „von dem wir so vieles haben, was wir von uns oder dem Weltverstande zu haben meinen." Dieses treibende und leitende Prinzip aber liegt in der „aller unsrer Theorie vorausgegangnen und in aller unsrer Theorie teils still, teils offen wirkenden praktischen Forderung eines Jenseits in Christi Sinne. Ohne diese Forderung, in der wir alle erzogen worden, gab es keinen Antrieb zur Entwicklung dieser Lehre."

Seine Lehre soll ausgesprochnermaßen zur christlichen Ansicht in einem Verhältnis der Dienstbarkeit stehen. Er will den Glaubensschwachen, die gern glauben möchten und nicht können, eine Brücke über die Kluft bauen, die die moderne, materialistische Weltanschauung von den Gefilden des Christentums trennt. Darum will er es dem Offenbarungsgläubigen nicht verübeln, wenn er im Vertrauen auf das „ehrwürdige Buch," das ihm völlige Sicherheit für seine Glaubensgewißheit bietet, dieses nicht aus der Hand legt, um nach Fechners neuen Blättern zu greifen. Der Offenbarungsgläubige findet nach ihm von oben gegeben, wozu Fechner erst von unten aufzusteigen sucht. Der feste Stand auf seinem Glaubensfelsen inmitten der ihn umbrausenden und von allen Seiten dagegen anlaufenden Fluten heutiger Philosophie mag von ihm nicht mit einem Sturz in deren Bodenlosigkeit vertauscht werden. Und weil er, von oben sich auf seinen Standpunkt gestellt findend, die Stufen zum Aufsteigen nicht braucht, vermißt er sie auch nicht und ist durch seinen Glaubenspanzer von vornherein gewappnet gegen den Angriff jeden Widerspruchs, der aus menschlicher Weisheit stammt, „mit der und zwischen der diese Blätter die Versöhnung suchen."

2

Fechners Auferstehungslehre wurzelt in seinen Ansichten über das Verhältnis der Seele zum Leibe und das des Menschen zu Gott.

Jeder Gedanke, der in meiner Seele aufblitzt, jede Empfindung, die meine Gedanken durchleuchtet, jede Willensregung, sei sie noch so leise, ist nach Fechners Lehre von einem Vorgang in meiner Leiblichkeit begleitet. Unzertrennlich hängen die beiden Reihen der geistigen und leiblichen Geschehnisse zusammen. Wenn meine Seele denkt, dann gehen in meinen Hirnnerven allerlei Schwingungserscheinungen vor sich, in der Hirnmasse finden chemische Verbindungen und Zersetzungen statt. Wenn ich Angst empfinde oder Freude, dann ziehen sich in meinem Leibe die Blutgefäße zusammen oder erweitern sich, das Herz schlägt anders, der Atem stockt oder geht beschleunigt. In dem Augenblick, wo ich den Willensentschluß fasse, einen Gegenstand zu ergreifen, streckt sich der Arm aus und ballen sich die Finger zusammen. Auch umgekehrt knüpft sich an jeden Vorgang im Leiblichen etwas Geistiges. Zwar das ist gewiß, nicht an jede Bewegung im Leibe, nicht an jede Muskelzusammenziehung knüpft sich ein Gedanke, tausend Dinge gehen im Leibe vor, von denen ich nichts weiß. Aber wenn auch kein ganzer Gedanke, irgend ein wenn auch noch so minimales Geistige hängt auch an jenen genannten leiblichen Vorgängen, die scheinbar ganz außerhalb aller Beziehungen mit unsrer Geisteswelt stehen. Einzeln machen sich diese kleinsten Geschehnisse für unser gewöhnliches Bewußtsein gar nicht bemerkbar. Aber sie summiren sich und werden dann als Summe gar wohl von uns wahrgenommen. Hängt doch unsre Gemütsstimmung, unsre gute oder böse Laune, mit der wir den Tag beginnen, und der wir uns nicht entschlagen können, zumeist davon ab, ob unsre innern Gefäße, das Verdauungssystem, die Apparate des Blutumlaufs u. s. w. in der richtigen Weise funktioniren oder nicht. So entspricht jedem Geistigen ein Leibliches, und an jede Leibesfunktion knüpft sich ein Beitrag zum Bewußtsein. Eng sind Leib und Seele verbunden, die Seele kann ohne Leib nicht sein, der Leib ohne Seele ist tot.

Dem Verhältnis von Leib und Seele, wie es eben dargestellt wurde, entspricht nun genau die Fechnersche Auffassung des Verhältnisses der Welt zu Gott. Gott ist die Seele der Welt, die Welt ist der Leib Gottes. Fechner darf hier aber nicht mit den Pantheisten gewöhnlichen Schlages zusammengeworfen werden, die auch eine „Weltseele" kennen, und sie in Anbequemung an den Sprachgebrauch der Religion gleichfalls Gott nennen, diesen sogenannten Gott aber ein träumerisches Pflanzenleben führen lassen, das erst im Menschen, gleichsam in der Blüte der Welt, zum Bewußtsein erwacht. Nein, Fechners Gott ist ein lebendiger Gott, der weiß, was er will, dessen geistiges Leben zwar alles endliche menschliche Denken überragt, da er der Unendliche ist, der aber mit voller Helligkeit sich seiner selbst bewußt ist, ja vor dessen Bewußtsein alles, was da war, ist und sein wird, im klarsten Lichte daliegt. Wir dürfen uns Gott nach dem Bilde des Menschen denken, da der Mensch Gottes Bild ist, etwa wie das kleine Sonnenbildchen, das hinter einem Brennglas entsteht, wenn auch unendlich klein

gegenüber dem mächtigen Sonnenball, doch immerhin ein Abbild der Sonne ist.

Mit jedem Gedanken Gottes, mit jedem Geschehen überhaupt, das im göttlichen Geiste vorgeht, ist nun, ganz analog dem Verhältnis von Geist und Leib des Menschen, ein Vorgang in Gottes Leibe, d. h. im Weltall verbunden. Seine Gedanken sind nicht wirkungslos, und sein Wollen kommt nicht leer zurück. So er spricht, so geschiehts, so er gebietet, so stehts da. Aber auch umgekehrt, nichts geht vor in Gottes Leiblichkeit, d. h. in der Welt, ohne daß es von göttlichem Bewußtsein begleitet wäre. Gott empfindet das stille Wandeln der Sterne, die in hehrer Ordnung ihre ewigen Bahnen dahinziehen; das Toben des Sturms und das stille sanfte Sausen sind von entsprechendem Gefühl im göttlichen Bewußtsein begleitet. Nicht bloß im Menschen, der die Natur von außen betrachtet, sondern noch viel mehr in Gott, der in der Schöpfung lebt, müssen die Naturereignisse, Sommer und Winter, Frost und Hitze, Tag und Nacht, eine Welt verschiedner Gedanken und Empfindungen anregen. Ja hier bei Gott, dessen Bewußtsein keine Enge kennt und alle Schranken, die dem menschlichen Geistesleben gezogen sind, unter sich läßt, hier dürfen wir sagen, daß auch das kleinste Ereignis, das irgendwo und irgendwann geschieht, von göttlichem Bewußtsein begleitet ist. Kein Stein fällt zur Erde, ohne daß sich damit ein Gedanke Gottes verwirklicht. Jede Erzitterung der Luft beim Schall, jede Aetheroszillation beim Licht, ja jede Erschütterung des Bodens durch eines Geschöpfes Fußtritt ist nicht ohne einen Beitrag zur göttlichen Geisteswelt. Kein Sperling fällt vom Dache, kein Haar vom Haupte ohne den Willen Gottes.

Mitten in diese Gotteswelt sind wir Menschen nun hineingetaucht, nicht als etwas Fremdes, sondern als ein Teil der Welt und Gottes, hineingetaucht, nicht wie ein Stein hineingetaucht wird ins Meer, sondern wie ein Tropfen, der ein Teil des unendlichen Meeres ist. Nach Leib und Geist sind wir Teile des großen Ganzen, unser Leib ein Teil der äußern Welt, denselben Gesetzen gehorchend, die überall in der Körperwelt herrschen, aus denselben Stoffen bestehend, wie sie überall vorkommen, von ihnen genährt und sie wieder an die Welt zurückgebend, unser Geist ein Teil des göttlichen Geistes — denn Gott gab dem Menschen Geist von seinem Geiste, und in ihm leben, weben und sind wir.

Auf diesem Fundamente, dessen Riß wir in kurzen Strichen gezeichnet haben, baut nun Fechner seine Lehre vom Fortleben nach dem Tode auf. Mit den Waffen der Naturwissenschaft in der einen Hand kämpft er gegen den Materialismus, während er mit der andern Hand an seinem Lehrgebäude baut. Mit denselben Mitteln, mit denen der Materialismus seine atheistischen, ewigkeitsfeindlichen Theorien zu beweisen glaubt, unternimmt es Fechner, gerade den Unsterblichkeits- und Gottesglauben als die zwingende Konsequenz einer gesunden Naturwissenschaft hinzustellen. Anstatt dem Materialismus zu beweisen, daß seine Waffen schlecht sind, gilt es, ihn mit seinen Waffen zu schlagen; „andre ihn zu schlagen giebt es nicht, aber diese giebt es.“

3

Vor allem stützt Fechner seine Unsterblichkeitslehre auf das allerseits bekannte und anerkannte Naturgesetz von der Erhaltung der Kraft. Nach diesem Gesetz geht die einmal in der Welt vorhandne Kraft nie und nirgends verloren. Die Wissenschaft hat dies Gesetz bis jetzt bloß auf die in der Körperlichkeit hervortretenden Kräfte angewandt. Sie zeigt, daß, wenn ein Hammer auf den Amboß fällt und liegen bleibt, die Kraft, die den Hammer schwang, nicht verloren ist, sondern sich in leisen Erzitterungen des Ambosses, ja des Erdbodens bis in weite Fernen hinaus geltend macht, zum Teil aber in Wärme umsetzt, welche unter Umständen wieder zur Bewegung werden und z. B. die umliegenden erwärmten Luftteilchen nach oben drängen kann. Die Kraft, die den Bogen gespannt hat, ist nicht verloren, sondern liegt verborgen im Bogen, bereit den Pfeil hinauszuschnellen und so eine Reihe von Kraftwirkungen zu beginnen. Wo eine Kraft in der Welt verschwindet, tritt irgendwo eine andre hervor; wo eine neue Kraft hervorzutreten scheint, können wir mit Sicherheit darauf zählen, daß sie an einer andern Stelle verschwunden ist.

Fechner wendet nun dies Gesetz auf ein Gebiet an, das die Naturforscher bis jetzt ganz übersehen haben, auf das Gebiet des geistigen Lebens, und findet das Gesetz von der Erhaltung der Kraft in den Bewußtseinserscheinungen, soweit sie uns im diesseitigen Leben zugänglich sind, wirklich bestätigt.

> Die lebendige Kraft des Bewußtseins — das sind seine Worte — entsteht nie wahrhaft neu, geht niemals unter, sondern kann, wie die des Körpers, worauf sie ruht, nur ihre Stelle, Form und Verbreitungsweise räumlich und zeitlich wechseln, heut oder hier nur sinken, um morgen oder anderwärts zu steigen, heut oder hier nur steigen, um morgen oder anderwärts zu sinken. Damit das Auge wache, du mit Bewußtsein sehest, mußt du das Ohr in Schlaf senken, damit die innere Gedankenwelt erwache, die äußern Sinne schlafen lassen; ein Schmerz am kleinsten Punkte kann das Bewußtsein deiner ganzen Seele erschöpfen. Je mehr sich das Licht der Aufmerksamkeit zerstreut, so schwächer wird das Einzelne davon erleuchtet; je heller es auf einen Punkt trifft, so mehr ins Dunkel treten alle andern. Dein Wachsein heute verdankst du deinem Schlafe seit gestern, je tiefer du heute einschläfst, so munterer wirst du morgen erwachen, und je munterer du gewacht hast, um so tiefer wirst du schlafen.

Sollte nun ein Gesetz, dessen Giltigkeit im diesseitigen Leben unbestritten ist, mit dem Tode plötzlich abbrechen und ungiltig werden? Dies ist doch sonst die Art der Naturgesetze nicht. Wo der Gelehrte der Naturwissenschaft sonst in der Körperwelt eine Bewegungskraft schwinden sieht, sagt er doch nicht, sie ist verschwunden, weil ich sie nicht mehr sehe, sondern er ruht nicht, bis er wenigstens eine plausible Hypothese gefunden hat, die das Fortwirken der verschwundnen Kräfte in unsichtbarer Weise sichert. Soll uns verwehrt sein, das sonst überall als berechtigt anerkannte Verfahren hier gleichfalls anzuwenden? Freilich verschwindet beim Tode eines Menschen das Bewußtseinsleben desselben für unsre direkte Wahrnehmung, aber ist es darum zu nichte geworden? Unter Anwendung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft sagt Fechner:

> Nun aber schläft der Mensch diesseits im Grunde nur einen halben Schlaf, der den alten Menschen wieder erwachen läßt, weil der alte noch da ist; erst im Tode den vollen Schlaf, der einen neuen erwachen läßt, weil der alte nicht mehr da ist; doch die alte Regel ist noch da, die einen Ersatz des alten Bewußtseins fordert . . ., also wird auch ein neues Bewußtsein dasein als Ersatz und Fortsetzung des alten.

Das Bewußtsein, die Kraft, die einmal vorhanden war, kann nicht in nichts verschwommen sein, das Naturgesetz hätte sonst eine bedenkliche Lücke.

4

Aber befindet sich hier nicht Fechner mit sich selbst in Widerspruch? Jeder geistige Vorgang, so hieß es vorhin, jeder Gedanke, jede Empfindung, jede Willensregung ist mit einem entsprechenden Vorgang im Leibe verknüpft, mit Schwingungen der Gehirnfasern, Kontraktion von Muskeln und Gefäßen. Wo ist denn der Leib, wo, nachdem Tod und Verwesung eingetreten sind, das Gehirn und die Nerven, Lunge, Herz und die Muskelfasern?

Dieser Einwurf ist nicht unbegründet und mußte gemacht werden, er bietet uns auch den rechten Anknüpfungspunkt für die weitere Erörterung.

In voller Kraft bleibt die Grundansicht Fechners über das Verhältnis von Seele und Leib bestehen. Keine Seele ohne Leib, keine geistige Regung ohne eine begleitende Bewegung in der Leiblichkeit.

Wir erinnern uns, daß wir gemäß Fechners Anschauung nicht allein und einsam in der Welt dastehen, sondern nach Leib und Seele Teile eines größern Ganzen sind: unser Leib ein Teil des göttlichen Leibes, der Welt, unser Bewußtsein ein Teil des göttlichen durch die ganze Welt verbreiteten Bewußtseins. Jede Thätigkeit meines Leibes schlägt nun gleichsam ihre Wellen in die Welt hinein, keine Kraft, die von meinem Körper ausgeht, geht verloren, sondern sie wirkt weit in die Körperwelt hinein vermöge des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft. Die Hand, die ich aufhebe, verdrängt die Luft, die vorher an ihrer Stelle war, von der Hand gehen Aetherschwingungen des Lichtes nach allen Richtungen, die sie für andre sichtbar machen. Lasse ich sie auf den Tisch niederfallen, so geht eine Erschütterung durch den Tisch und ver-

schwindet im Boden, verschwindet vielmehr nicht, sondern verbreitet sich nur in immer weitern Kreisen, wie die Wellen im Teich, wenn ein Stein hineingeworfen ist. Das Wort, das ich spreche, erregt Schallwellen in der Luft, die teils im Ohr andrer Menschen Veränderungen hervorrufen, teils sich um mich ins Endlose ausbreiten. Die Bewegung meiner Hand, die Erregung meiner Sprachorgane ist unstreitig mit meinem Bewußtsein verknüpft. Aber nun sagt Fechner: Auch die Folgen, die mein Thun über die Oberfläche meines Leibes hinaus in die Welt verbreitet, sind nicht ohne Bewußtsein. Giebt es doch nach Fechner in der ganzen Welt nichts Totes, ganz und gar des geistigen Lebens Bares. War doch die ganze Welt Gottes Leib und an jedes leibliche Geschehen, sei es in meinem kleinen, sei es in dem großen Leibe der Welt, ein Beitrag zum Bewußtsein geknüpft.

Um Fechners Meinung in möglichster Schärfe und Kürze zugleich zu erläutern, erlauben wir uns ein drastisches Beispiel. Nehmen wir an, ein Mensch begeht einen Mord. Von dem Ort der Handlung gehen nach allen Seiten Lichtstrahlen aus. Treffen diese Lichtstrahlen auf ihrem Wege ein menschliches Auge, so sieht dies Auge das Bild des Mordes. Aber die Lichtstrahlen gehen weiter, ringsum. Gestatten wir uns den Gedanken, auf dem Monde oder auf einem Fixstern besäße ein menschenartiges Geschöpf ein Fernrohr von genügender Schärfe, so würde es ohne Zweifel, sobald die Lichtstrahlen dort angekommen sind, das Bild des auf Erden geschehenen Mordes sehen. Nur die Augen und die Instrumente sind zu schwach, als daß sich Aehnliches verwirklichen ließe, die Lichtstrahlen aber werden sicher nicht unwirksam und völlig zu nichts. Wir wissen weiter, daß das Licht von den fernsten Sternen Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende braucht, um bis zu uns herüber zu gelangen. So würde ein Auge, das mit ungeheuer scharfem Sehvermögen begabt wäre, die Lichtstrahlen, somit das Bild des Mordes erst nach Jahrhunderten und Jahrtausenden erblicken. Aber zwischen diesen angenommenen Sternenstationen sind die Lichtstrahlen gleichfalls vorhanden und ihre Aetherschwingungen mit Bewußtsein verbunden; denn Gottes Bewußtsein geht durch die ganze Welt und braucht nicht erst Netzhäute und Nerven, um die Lichtschwingungen aufzufangen und daran Bewußtsein zu knüpfen. Alle Bewegung geschieht ja von vornherein in ihm und ist ohne weitere Vermittlung mit geistigen Vorgängen in ihm verknüpft. Wenn auch auf dem Sirius und auf dem fernsten Nebelfleck des nächtlichen Himmels kein Auge den Mord mehr sehen wird — Gottes Bewußtsein begleitet nach Jahrhunderten, nach Jahrtausenden, ja in alle Ewigkeit die aus der irdischen That in die Welt hinauswirkenden Folgen. Gott sieht die unselige That, aus seiner Erinnerung kann sie nie verschwinden.

So leben also unsre Thaten fort im göttlichen Bewußtsein. Aber leben sie auch weiter für unser Bewußtsein? Sind sie nicht doch für uns verloren, sobald sie über die Grenzen unsers Leibes hinausgegangen sind? Was weiß ich davon, daß meine Thaten in der Welt und Menschheit fortwirkend böse und gute Folgen weiter erzeugen?

Nach Fechner ist jede Folge, die von einer uns bewußten Handlung ausgeht, für alle Ewigkeit mit uns verknüpft. Wie die äußere, leibliche Bewegung ihre Folge hat und streng mit ihr verknüpft ist, und die Folge wieder ihre Folge, ohne Ende und Aufhören, so sind auch die geistigen Vorgänge, die an diese leiblichen Folgen geknüpft sind, wie die Glieder einer Kette unauflöslich in einander geschlungen und verbinden die geistigen Folgezustände aufs engste mit dem Ich, von dem der erste Zustand ausgegangen war. Alles, was ich also gethan und gewirkt habe, hängt noch mit mir zusammen mit allen seinen Folgen und trägt den Stempel meines Ich. Diese Ketten von Folgewirkungen, die strahlenförmig von dem Ich jedes Menschen ausgehen, sind gleichsam sein erweiterter Leib. Alle geistigen Wirkungen, alle Folgen der Kraftäußerungen, die bei Lebzeiten eines Menschen von ihm ausgehen und sich durch die Menschenwelt und Natur hindurcherstrecken, sind schon durch ein geheimes, unsichtbares Band mit einander und mit ihm verbunden:

sie sind die geistigen Gliedmaßen des Menschen, die er bei Lebzeiten treibt, verbunden zu einem geistigen Körper, zu einem Organismus von rastlos weiter greifenden Wirkungen, deren Bewußtsein noch außer ihm liegt, und die er daher, obwohl untrennbar mit seinem jetzigen Sein zusammengesponnen, doch nur im Ausgangspunkte von demselben für sein erkennt.

Das Bewußtsein dieser Gliedmaßen eines neuen Leibes, dieser Wirkungen, die von uns ausgingen, aber die Grenzen unsers Leibes überschritten haben, liegt jetzt noch außer uns, sagte Fechner soeben. Unser Bewußtsein im diesseitigen Leben hat eine bestimmte Enge, oder ist, um Fechners Bild zu brauchen, ein Licht, das hin und her wendend immer nur einen Teil der geistigen Schätze, die unser eigen sind, bestrahlt. Schon innerhalb unsers Leibeslebens bleibt das Meiste unbewußt: wenn das Auge wacht, schläft das Ohr, wenn der Geist mit Denken beschäftigt ist, vergißt er, was ringsumher vorgeht. In noch viel größerm Maße muß sich dies Gesetz bemerklich machen im Verhältnis des geistigen Lebens, das an unsre eigne Leibesthätigkeit geknüpft ist, zu dem, das an die schwächern Fortwirkungen außerhalb des Leibes sich knüpft. Nur einen schmalen Streifen wirft unser Bewußtseinslicht in die Welt; was rechts und links von der erhellten Stelle unsrer engern Leiblichkeit vor sich geht, bleibt für uns zunächst im Unbewußtsein. Diese noch nicht bewußten Zustände könnte man mit den leisen Tönen eines schwachen Instruments vergleichen, das von einem starken Orchester übertönt wird, oder mit den leise murmelnden Wellen eines Stromes in der Nähe seines Wasserfalles. Beide leisen Geräusche werden nicht gehört, sind aber wohl vorhanden, doch erst, wenn das Orchester verstummte, das Brausen des Wasserfalls aufhörte, würden sie hervortreten.

Auch die leisen, an die von uns ausgehenden Folgewirkungen geknüpften geistigen Zustände werden aus dem Unbewußtsein heraustreten, wenn das geräuschvolle Sinnenleben, das jetzt unsre Aufmerksamkeit absorbirt, ersterben wird — im Tode dieses unsers engern Leibes.

Endlich vergeht dieser engere Leib. Nun braucht nichts mehr im Tode aus ihm zu kommen. Er hat schon im Leben das Seine zu dem gethan, was kommen soll, und die letzte Pflicht, die er erfüllt, ist, zu vergehen, weil dies selbst eine Bedingung für das Erwachen des Menschen im neuen Leib und Leben ist. Denn daß das Bewußtsein im alten Leib und Leben keinen Grund mehr findet, ist selbst der Grund, daß der Mensch zum Bewußtsein des neuen Leibes und Lebens erwache, in dem sich alles wiederfindet, was von Stoffen, Bewegungen und Kräften im alten war. Eben dadurch ziehen so rastlos die Stoffe, Bewegungen und Kräfte durch deinen Leib hienieden, wirkt das Leben in dir so unermüdlich, wird es so lange fortgeführt, sollst du es so lange als möglich erhalten, daß dein Leib und Leben jenseits reich, groß und mächtig werde. Dein kleiner Leib hienieden ist nur der kleine Webstuhl, der die Fäden des weiten Gewebes, aus dem der Leib und das Leben des Jenseits gesponnen wird, durch sich laufen läßt.

Mag also immerhin dieser engere Leib schwinden, so wird doch unser jenseitiges geistiges Leben nicht ohne Leib sein. Der Tod ist nur die Lösung des Knotens, mit dem unser Bewußtsein an unsern engern Leib gebunden ist, sodaß es dann in den weitern Leib dringen und ihn umfassen kann. Es wird sich unser jenseitiges Bewußtsein an die Folgewirkungen knüpfen, die von unserm diesseitigen Leibesleben ausgingen in die Welt. Das ganze sich ausbreitende, sich durcheinanderschlingende System dieser Folgewirkungen ist der Leib, an dem unser jenseitiges Bewußtsein hängen wird.

Somit wird unser jenseitiges Bewußtsein nicht leer in der Luft hängen, und allem, was gelebt und Folgewirkungen um sich erzeugt hat, ist das Leben für alle Zeiten gesichert.

Hätte ein Mensch auf einer wüsten Insel sein Leben beschlossen, ohne in andrer Menschen Leben eingegriffen zu haben, er würde doch nach seinem innern Wesen kernhaft fortbestehen. Hätte anderseits ein Kind nur einen Augenblick gelebt, es könnte in Ewigkeit nicht wieder sterben. Der kleinste Moment bewußten Lebens schlägt schon einen Kreis von Wirkungen um sich, wie der kürzeste Ton, der im Moment erloschen scheint, solchen um sich schlägt, der den Ton ins Unendliche über den nahe Stehenden und Hörenden hinausträgt.

Th S

Moderne und gläubige Predigten

Vor mir liegen zwei Predigtsammlungen über die altkirchlichen Evangelien, die eine, veranstaltet von D. Emil Quandt,

erstem Direktor des Predigerseminars in Wittenberg, trägt den Nebentitel: Eine Sammlung von Predigten gläubiger Zeugen der Gegenwart (Leipzig, Richter, 1893; 7 Mk.). Ich will über das Wort „gläubige" Zeugen nicht rechten, genau genommen liegt in ihm die Behauptung, daß es auch ungläubige oder halbgläubige Zeugen unter den Predigern der Gegenwart gebe; aber vielleicht ist das weniger auf Rechnung des Herausgebers als auf Rechnung des Verlegers zu setzen; beide vereint haben unter dieser zugkräftigen Marke bereits drei Sammlungen von Festpredigten und nun auch einen Jahrgang Epistelpredigten erscheinen lassen. Freilich spricht sich der Herausgeber selbst in einer von ihm beigetragnen Predigt derartig und u. E. vollkommen richtig über die Schlagwörter „gläubig" und „ungläubig" aus (S. 54), daß es ihm eigentlich unmöglich sein sollte, eines von ihnen auf das Titelblatt seines Werkes zu setzen. Jedenfalls ist aber dadurch diese Sammlung genügend als Erzeugnis der einen kirchlichen Richtung gekennzeichnet.

Daneben stelle ich die andre Sammlung: Wahrheit und Friede, ein Jahrgang Predigten über die altkirchlichen Evangelien, unter Mitwirkung namhafter Prediger herausgegeben von Kurt Stage, bisher Prediger in Berlin, jetzt nach Hamburg berufen (Braunschweig, Schwetschke und Sohn, 1894; 9 Mk.). Der Herausgeber sagt über sein Werk im Vorwort, seine Mitarbeiter seien nur „geeint gewesen in dem Bestreben, das Evangelium zu predigen für unsre Zeit, in der eine geistvolle geschichtliche Theologie uns neue Aufschlüsse über das Wesen der christlichen Heilsbotschaft gebracht hat." Er will also „moderne" Predigten bieten und wird es mir nicht verargen, wenn ich diese als ausgewählte Proben aus der Praxis der andern kirchlichen Richtung bezeichne. Beide Sammlungen fordern demnach zu einer Vergleichung fast heraus.

Es ist schon nicht leicht, den wissenschaftlichen Gegensatz zwischen „gläubigen" und „modernen" — ich will diese Schlagwörter, weil sie einmal da sind, beibehalten — scharf zu formulieren; es dürfte aber oft noch schwerer sein, das Unterscheidende in ihrer Praxis herauszufinden. Vielleicht finden wir durch diese Vergleichung eine Antwort auf die Frage: Wo liegt denn eigentlich der Unterschied zwischen „gläubiger" und „moderner" Predigt, und ist diese wirklich so gefährlich, wie uns die Aufregung gewisser Kreise glauben machen will?

Aber zuvor ein kurzes Wort über die Predigten selbst. Zur Quandtschen Sammlung haben über fünfzig Mitarbeiter beigetragen, darunter die Universitätsprofessoren Cremer, Kübel, Rietschel, Ludwig Schulze, Hörschelmann, Jacobi, die Generalsuperintendenten Baur, Nebe, Erdmann, Schuster, andre hohe kirchliche Würdenträger, wie u. a. Uhlhorn, Buchrucker, Burk, Loeber, Meier in Dresden, wie überhaupt fast lauter namhafte Theologen. Schon das läßt darauf schließen, daß wir es hier im allgemeinen mit hervorragenden Leistungen zu thun haben. Trotz der vielen Mitarbeiter ist der Charakter der Sammlung inhaltlich ein einheitlicher. Auch die homiletische Form und im gewissen Sinne, von wenigen Ausnahmen abgesehen, selbst Sprache und Stil zeigen viel Verwandtes.

In der Stageschen Sammlung haben sich Leute verschiedner Richtung ein Rendez-vous gegeben. Unter den achtundsechzig Mitarbeitern finden sich zunächst die meisten Häupter des Protestantenvereins, dann eine Anzahl Theologen, die unserm Blatte nahestehen, und schließlich auch Männer, wenn auch nur vereinzelt, die der kirchlichen Rechten noch näher kommen. Neben zwölf Professoren der Theologie stehen die Namen von schlichten Dorfpfarrern. Wenn ich nur die Namen Bahnsen, Bassermann, Beyschlag, Bornemann, Decke, Dreyer, Ehlers, Göhre, Gottschick, Graue, Hanne, Holtzmann, Kautzsch u. a. aus der ersten Hälfte des Alphabets aufzähle, erkennt der Kundige die Mannichfaltigkeit des Gebotnen. Ganz ist es dem Herausgeber nicht gelungen, das zu erfüllen, was er im Vorwort verspricht, den Lesern ein einheitliches Werk zu bieten. Auch äußerlich ist reichlich für Abwechslung gesorgt. Neben Predigten, die genau nach dem überkommnen Schema der Homiletik gearbeitet sind, stehen andre, die fast religiösen Feuilletons gleichen; zuweilen ringt der moderne Inhalt damit, sich auch eine neue Form zu schaffen. Bei einzelnen Predigten scheint die Sprache absichtlich alle Anklänge an ein gewisses biblisches Gepräge zu vermeiden, sie will modern sein; bei andern herrscht der hergebrachte Kanzelton, wenn auch in edler Form. Es darf auch um der Gerechtigkeit willen nicht verschwiegen werden: neben geradezu hervorragenden Leistungen stehen Predigten, die kaum an das Durchschnittsmaß heranreichen oder gar dahinter zurückbleiben. Aber ich will hier keine Kritik der beiden Sammlungen schreiben und auch keine Empfehlung; kehren wir zu dem uns gesteckten Ziele zurück.

Ich knüpfe noch einmal an die Nebentitel an, unter denen sich beide Sammlungen einführen: ist etwa die eine „modern" und die andre „gläubig"? Nein, modern sind sie beide. Denn darunter muß man doch wohl das verstehen, daß sie in der Sprache ihrer Zeit reden und unser Geschlecht da treffen, wo es am meisten not thut, oder da anknüpfen, wo es sich am leichtesten finden läßt. Daran lassen es beide nicht fehlen. Oder klingt das nicht modern genug: „Die Bazillen der Sünde fliegen überall umher, und von der Influenza der Sünde ist keiner frei" (Quandt 40), wenn ich es auch nicht gerade für schön gesagt halte? Allerdings sprechen einzelne Predigten der Quandtschen Sammlung ungesucht die Luthersprache: aber warum sollte sie unser Geschlecht deshalb nicht verstehen? Im Vordergrunde des öffentlichen Interesses steht heutzutage die soziale Frage; allerdings ausdrücklich erwähnt wird diese bei Stage öfter, ich habe mir zehn Stellen angemerkt, eine Predigt, die von Göhre, entwickelt mir fast zu ausschließlich eine Art soziales Programm; aber der Name thut es nicht, auf das, was in der sozialen Frage not thut, weist die andre Sammlung auch hin, wenn auch nicht ganz so häufig. Also hier liegt der Unterschied nicht. Das hieße der orthodoxen Predigt Unrecht thun, sie unmodern schelten. Aber ebenso wenig kann man die nichtorthodoxe Predigt ungläubig nennen. Beide Sammlungen predigen immer und immer wieder den Glauben. Ich habe sogar von der Stageschen Sammlung den Eindruck gehabt, daß es in ihr deutlicher hervortritt, daß der Glaube unser Ein und Alles ist, wie in den Predigten „gläubiger Zeugen." Jedenfalls von dem, was der Glaube eigentlich ist, redet letztere seltener als ihre Rivalin. Den, der so wie Arndt (S. 174 bis 182) oder wie Hermann Schultz in einer gewaltigen Predigt (S. 515 bis 524) vom Glauben zu reden weiß, kann man nimmermehr einen Ungläubigen schelten, ein „gläubiger Zeuge" könnte es wahrlich nicht besser, und würde es auch nicht viel anders machen. Nur der theologisch geschulte Leser findet auch hier den Gegensatz beider Richtungen heraus, der weiß, was gemeint ist, wenn es heißt: wir können nicht an Christum glauben, wenn wir nicht klar, bestimmt und fest erkennen, wer der ist, an den wir glauben (Quandt 35). Das beweist mir, daß es sich hier nicht um einen andern Glauben handelt, sondern um eine andre Art von dem Einen zu reden, und sollte unser Christenglaube so eng und so arm sein, daß man nur in einerlei Weise von ihm reden könnte?

Oder ist es etwa die verschiedne Stellung zum Dogma, was die Predigten der beiden Richtungen scheidet? Die einen predigen vielleicht das Dogma, um durch dieses den Glauben zu wecken, und die andern den Glauben ohne das Dogma oder mit einem neuen Dogma? Auch das trifft nicht zu. Denn die Verteidiger des Dogmas predigen das Dogma ebenso wenig wie ihre Gegner. Vergeblich habe ich in den Predigten gläubiger Zeugen nach dem Trinitätsdogma gesucht. Selbst am Karfreitag predigen sie die stellvertretende Genugthuung nicht (Quandt 241). Auch wenn sie von Christo reden, gebrauchen sie fast nie die Formeln der Zweinaturenlehre, sie reden von dem, was uns Christus ist. Ich schreibe folgende Stelle aus:

> Mit einem Schlage wards anders, als Christus erschien. Sein Leben war eine große, überwältigende Offenbarung der Liebe Gottes, in ihm war der Heilige selbst Mensch geworden. Nicht nur als Davidssohn, sondern als Gottessohn wandelte er über die Erde. Umherzuziehen und den Armen das Evangelium zu predigen, wohlzuthun und gesund zu machen war seine Freude, sein Thun lauter Segen, sein Gang lauter Licht. „Niemand hat Gott je gesehen, der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schoße ist, der hat es uns verkündigt." In ihm sahen die Seinen Gott. „Wer mich siehet, der siehet den Vater." Er war ihnen nahegetreten mit seinem eignen Leben, hatte die Selbstsucht ihrer Seele geschmolzen, sie frei und selig gemacht. „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet," klang es in ihren Herzen (Quandt 489).

Das ist der Höhepunkt einer Predigt über „den Glauben an Christus, unsrer Liebe Stern und Kern.“ Ich glaube kaum, daß ein Schüler Ritschls oder Harnacks auf der Kanzel viel anders über Jesus reden würde. Aber das ist doch beileibe nicht das christologische Dogma, sondern Gott in Christo. Allerdings, das darf nicht verschwiegen werden, daneben wird, besonders in den Weihnachts- und Adventspredigten, die Präexistenz Christi betont, und gelegentlich hören wir, daß Jesus im Stande seiner Erniedrigung sich seiner Allwissenheit entäußert habe (Quandt 536). Denn mit der Menschheit Jesu wird voller Ernst gemacht (Quandt 121), sogar unter Abweisung der altorthodoxen Ansicht. Ich möchte überhaupt die Orthodoxie vieler Predigten nicht auf die kritische Goldwage legen, es würde manches Bedenkliche zu Tage kommen, besonders in der Lehre vom heiligen Geist (Quandt 326. 329). Vollkommen orthodox ist eigentlich nur eine Predigt, die von D. Ludwig Schulze in Rostock, die übrigens beim Halten wohl eine Stunde gedauert haben muß. Die nimmt gründlich Stellung zu dogmatischen Tagesfragen und bringt es auch fertig, rundweg zu erklären: „Zweifel und Irrtum kommen aus dem von Gott abgekehrten sündigen Herzen, nicht aus der Vernunft“ (Quandt 266).

Aber Gott in Christo predigt die andre Sammlung auch. Von dem Thomasbekenntnis „Mein Herr und mein Gott“ wird nichts hinweg gethan (Stage 248). Unumwunden sagt man von Jesu das Höchste und stellt ihn seinem Wesen nach dem Vater gleich (Stage 277. 384. 477). Aber allerdings, man wagt hier auch gelegentlich Kritik am Dogma zu üben, wenn auch mit der gebührenden Zartheit; man schiebt die wunderbare Geburt (Stage 39), die persönliche Präexistenz Christi (Stage 204) beiseite, auch wo sich die Gelegenheit fast aufdrängt, darüber zu reden. Man nennt den heiligen Geist ganz unumwunden und nicht so zaghaft wie bei Quandt den Geist Jesu Christi (Stage 295).

Also auch in der Stellung zum Dogma liegt der Gegensatz nicht. Das sollte uns mancherlei zu bedenken geben. Ist denn wirklich das Heil so fest an das Dogma geknüpft, wenn die Anhänger des alten Dogmas dieses selbst so wenig predigen? Die beiderseitige Predigt hat hier so viel Gemeinsames, daß es nicht zu einer Scheidung der Geister kommen kann, und es sind wahrlich nicht die Modernen, die ihren Gegnern auf halbem Wege entgegenkommen.

Wir fragen darum noch einmal: was scheidet die Richtungen? Etwa die verschiedne Stellung zum Bekenntnis? Damit kommen wir der Sache schon näher. Zwar findet sich auch bei Quandt gelegentlich der Gedanke, daß das bloße Bekennen nichts hilft (251. 407). Aber viel häufiger ist doch das Pochen auf das Bekenntnis. Hier wird die Polemik gegen die wirklichen und vermeintlichen Gegner zuweilen maßlos. (Quandt 405: Sogar die Kirchen hallen wieder von dem Heulen der Wölfe, die es von der Kanzel verkündigen, daß es eigentlich mit dem Gotteslamm, das der Welt Sünde trug, nichts sei.) Aber deshalb wird sie auch ungerecht (Quandt 179. 192). Mehr oder minder deutlich wird auf den Apostolikumstreit Bezug genommen, am deutlichsten merkwürdigerweise gerade in der Predigt, deren Aussagen über Christus wir vorhin als mit der unsern vollkommen übereinstimmend heraushoben (Quandt 492). Und auf der andern Seite wird bei Stage die Polemik gegen starren Bekenntnisglauben und gegen den Zwang toter Bekenntnisformeln zuweilen an den Haaren herbeigezogen, allerdings meist in minder glücklichen Predigten. Wenn wir aber näher zusehen, was denn das „Festhalten am Bekenntnis“ bei den gläubigen Zeugen eigentlich bedeutet, so ergiebt sich uns, es ist das Festhalten an einer Reihe von biblischen Thatsachen und Aussagen in der überlieferten Form einschließlich der hergebrachten Auslegung und Wertung. So liegt also doch der Hauptgegensatz auch hier wieder in der Stellung und Auffassung der heiligen Schrift. Das ist nicht so zu verstehen, als ob die Mitarbeiter Quandts alle Anhänger der alten Inspirationslehre wären: nur Ludwig Schulze predigt diese ausdrücklich (Quandt 266). Es handelt sich hier nicht um eine andre Lehre von der Schrift, sondern um eine andre Stellung zu ihr, um eine andre Art, sie zu gebrauchen. Die Stagesche Sammlung predigt das Evangelium, die Quandtsche die Evangelien, d. h. die einzelnen Texte. Bei Quandt wird das gepredigt, was geschrieben steht, ohne auch nur die geringste Kritik am Einzelnen zu üben. Denn die Kritik ist vom Teufel (179). In der Bibel ist aber alles und jedes von Bedeutung, darum beschäftigt sich die eine Predigt ausführlich mit dem Stern, der den Weisen erschienen ist (77 bis 79), eine andre mit der Beschneidung (62 bis 64), eine dritte mit den Einzelheiten eines Gleichnisses u. s. w. Jedes einzelne Wort bedeutet etwas (198). Jedes Einzelne ist genau so geschehen, wie es berichtet wird (544). Wenn ein Wunder erzählt wird, so ist es eben ein Wunder. „Ein Wunder freut uns“ (197). „Wir gehören ganz und gar nicht zu den wunderscheuen Leuten“ (77). Es kann deshalb auch gar nicht ausbleiben, daß die großen Heilsgedanken hinter den Einzelheiten der Geschichte zurückbleiben, daß sogar die Person Christi durch sie verdunkelt wird.

Ganz anders bei den Modernen. Die stehen dem Wortlaut der Geschichte sehr frei gegenüber (Stage 13. 39. 135 u. ö.), an jedem einzelnen Wunder wird Kritik geübt, die buchstäbliche Fassung wird bei den meisten abgelehnt. Bei einer ganzen Reihe von ihnen herrscht geradezu eine Wunderscheu. Andre erkennen prinzipiell die Thatsache an, daß Jesus Wunder gethan hat, und lehnen trotzdem das einzelne Wunder ab. Ebenso wird die buchstäbliche Fassung der Versuchung Christi und seiner Verklärung verworfen. Die einzelne in den Evangelien erzählte Geschichte an sich hat eben wenig Bedeutung, und wenn es auch die Weihnachtsgeschichte wäre, sie wird nur zum Thürlein, das uns in die Erscheinung der Herrlichkeit Gottes in Jesu Christo hereinführt. Und diese allein wollen sie predigen. Trotzdem wäre es nicht ganz zutreffend, den Gegensatz auf das alte Schlagwort „Christus oder Schrift“ zuzuspitzen. Auch die andern predigen das einzelne Evangelium nur deshalb, weil es Christum treibt. Der Gegensatz ruht teilweise in der Auffassung Jesu Christi selbst. Jenen ist alles an ihm wichtig, jede einzelne That hat ewige Bedeutung, jedes einzelne Wort ist himmlische Lehre, diesem kommt es zunächst auf den Kern seines persönlichen innern Lebens an, auf seine Stellung zu Gott. Darum treiben sie Christum, weil wir in seinem Leben Gott haben. Wir wollen nicht leugnen, daß das schließlich auch in der Quandtschen Sammlung das Letzte und Höchste ist, aber auf der andern Seite tritt dies deutlicher hervor.

So beruht also der tiefste Unterschied zwischen beiden Predigtweisen auf einer feinen Differenzirung desselben Gedankens, obwohl man zugeben muß, daß dadurch die ganze Färbung und Haltung eine andre wird. Und darum soviel Streit? Darum soviel Gehässigkeit gegen einander?

Weil wir dem Stageschen Werk im großen und ganzen den Vorzug geben, wollen wir endlich die Bedenken nicht verschweigen, die wir gegen dieses haben. Ich erwähne noch einmal den schon angeführten Satz aus dem Vorwort: Die Mitarbeiter „sind nur geeint gewesen in dem Streben, das Evangelium zu predigen für unsre Zeit, in der eine geistvolle geschichtliche Theologie uns neue Aufschlüsse über das Wesen der christlichen Heilsbotschaft gebracht hat.“ Die „geistvolle geschichtliche Theologie“ in allen Ehren, die Predigt ist eine Sache für sich. Ich kann es nur bedauern, daß allerlei theologische Reminiscenzen in diese oder jene Predigt eingeflochten sind, ob sie nun exegetischer (21. 198) oder historischer (61. 290) Art seien. An einem Kunstwerk soll man die Spuren des Handwerkszeuges nicht mehr merken. Uebrigens sind die von Professoren beigetragnen Predigten von diesen Auswüchsen frei. Die meisten von ihnen sind gerade durch ihre Schlichtheit ergreifend, z. B. die von Loofs (403), von Holtzmann (352).

Und wie verträgt sich denn das mit der „geistvollen geschichtlichen Theologie,“ daß so sehr viel allegorisirt wird? Hierin ist die Quandtsche Sammlung viel maßvoller. Ich glaubte, wir wären darüber immer mehr hinaus gekommen. Giebt es denn nur diesen Weg, einen Text erbaulich zu verwerten, zu dem man persönlich kritisch steht? Die Predigt von Sulze zeigt musterhaft, daß es auch anders geht.

Zum Schluß noch eine Frage: für wen werden solche Predigtsammlungen eigentlich gedruckt? Denn das kann doch unmöglich die Absicht dabei sein, einem zukünftigen Geschlecht das

Material für eine Geschichte der Predigt im neunzehnten Jahrhundert bequem zusammenzustellen. Doch nicht etwa nur für die Prediger, damit die sich an der Sammlung von Musterleistungen etwas herausholen können, sondern auch für die unter der Kanzel? Aber denen wird doch das gedruckte Predigtwort immer nur eine Art Ersatz für das gesprochne sein. Die persönliche Wirkung bleibt doch immer das Ideal. Und darum müßte es wohl leichter sein und unmittelbarer wirken, wirklichen Ersatz dafür in den gedruckten Predigten einer geistvollen Persönlichkeit zu finden. Oder ist der Geschmack schon so verdorben, daß man ebenso, wie man jeden Sonntag einen andern bedeutenden Kanzelredner hört, auch immer wieder einen andern lesen will? Das könnte ich nur lebhaft bedauern. Otto Baltzer

Der Gesetzentwurf über die Verpflegungsstationen

Der Gesetzentwurf über die Verpflegungsstationen ist vom preußischen Abgeordnetenhause in dritter Lesung abgelehnt worden. Gleichzeitig hat das Abgeordnetenhaus die Staatsregierung ersucht, die Provinziallandtage über die Einrichtung von Verpflegungsstationen im Zusammenhange mit andern Maßnahmen zur Bekämpfung der Vagabondage und der Wanderbettelei, insbesondre der Errichtung des Arbeitsnachweises und der Einrichtung von Arbeitskolonien gutachtlich zu hören.

Das Gesetz ist zu Falle gekommen an der Forderung des Hauses, daß der Staat ein Drittel der Kosten übernehmen solle, worauf die Regierung nicht eingehen wollte. Einen zureichenden Grund für das Scheitern des Gesetzes wird hierin schwerlich jemand zu erkennen vermögen. Wenn das Reich schon jetzt zu den Renten der Invaliditäts- und Altersversicherung einen Zuschuß zahlt, so brauchte man sich auch auf diesem Gebiete nicht so ablehnend gegen den Staatszuschuß zu verhalten; und wenn man bedenkt, wie viel der Westen mit seiner größern Steuerkraft zu den Bedürfnissen des Staates beiträgt, so ist schlechterdings nichts Unbilliges darin zu sehen, wenn er aus diesem Gesetze etwa einen größern Staatszuschuß erhalten hätte als der Osten. Namentlich jetzt, nachdem die Grund- und Gebäudesteuer den Gemeinden überwiesen ist, ist der Beitrag des Ostens zu den Staatsausgaben verhältnismäßig noch geringer geworden als früher. Und was endlich die augenscheinliche Absicht der Regierung betrifft, die Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen den kleinern Kreisen zu überlassen, also die Sozialreform zu dezentralisiren, so ist ja gewiß, daß sich in kleinern Kreisen die Bedürfnisse besser übersehen lassen; es weiß aber auch jeder, daß ohne einen kräftigen Anstoß von den Zentralstellen aus soziale Bestrebungen sehr schwer in Fluß kommen. Aus diesen Gründen wäre zu wünschen gewesen, daß sich die Regierung gegen den Staatszuschuß nicht so ablehnend verhalten hätte.

Durchsichtiger, aber auch noch weniger stichhaltig erscheinen die Beweggründe der gegnerischen Mehrheit im Abgeordnetenhause. Die Besorgnis, daß man die Arbeitslosen von den Arbeitsscheuen nicht streng würde sondern können, hat wenig Gewicht, denn man kann auf keinem Gebiete die Unwürdigen völlig von den Wohlthaten der staatlichen Einrichtungen ausschließen. Der Einwand, daß man durch die Verpflegungsstationen die Vagabondage erst großziehe, könnte vielleicht Eindruck machen, wenn wir bisher etwa nur erst Ansätze zum Landstreichertum hätten; aber wir haben ohne Verpflegungsstationen schon Jahre gehabt, in denen es sich geradezu zu einer Landplage entwickelt hatte. Man darf wohl auch starke Zweifel hegen, ob gerade die Verpflegungsstationen den Leuten das Wandern so anziehend machen. Jedenfalls würde aber mancher, der leichtsinnig seine Arbeit aufgiebt und unter den heutigen Verhältnissen dann leicht verlumpt, bei geordneten Zuständen sich eher aufrecht halten und dann auch eher wieder Arbeit finden. Solchen Leuten pflegt die Vagabondage nach den ersten paar Wochen so zuwider zu werden, daß sie gern wieder heraus wären, wenn sich ihnen nur eine helfende Hand böte; die Reue kommt ihnen sehr bald, wenn sie eine gute Arbeitsgelegenheit leichtsinnig verlassen haben, und das Behagen am Stromertum entwickelt sich doch erst sehr allmählich. Es ist nun gewiß thöricht, wenn ein Arbeiter seine Arbeit leichtsinnig aufgiebt und auf gut Glück auszieht, sich andre und lohnendere zu suchen; aber es wäre doch unbillig, gleich voll sittlicher Entrüstung darüber abzuurteilen. Für den Beamten ist das Amt im großen und ganzen gleichbedeutend mit dem Lebenszweck; er weiß, daß er seine ganze Zukunft aufs Spiel setzt, wenn er sein Amt aufgiebt, und hat in diesem Bewußtsein einen starken Schutz gegen leichtsinnige Anwandlungen, sich wegen einer augenblicklichen Laune davon zu machen. Der Arbeiter kann aber in der Regel seine Arbeit nur als eine solche auf Zeit ansehen; er hat so oft gezwungen neue Arbeit suchen müssen, daß es ihm nicht als ein Wagnis erscheinen kann, auch einmal ohne Zwang auf die Suche zu gehen: wo der Arbeiter sein Arbeitsverhältnis als eine Lebensstellung ansehen kann, da überlegt er es sich wohl, ehe er sein Bündel schnürt. Deshalb ist es milde zu beurteilen, wenn Arbeiter eine gute Arbeitsgelegenheit leichtsinnig verlassen, und einen stichhaltigen Grund gegen die Verpflegungsstation kann man hieraus nicht herleiten. Wenn aber z. B. Streikende später sich die Verpflegungsstationen zunutze machen sollten, so könnte es ja nur erwünscht sein, daß auf diese Weise die explosible Masse zerstreut würde; streikende Arbeiter in den Verpflegungsstationen mögen unbequem und ein Grund zum Aerger sein; aber streikende Arbeiterhaufen in den Großstädten sind gefährlich. Was ferner die Geldkosten betrifft, so sind die verschwindend gegen die Unsummen, die jetzt durch Bettelei dem Lande entzogen werden; und sehr erheblich käme noch in Betracht, daß die Frequenz der Arbeitshäuser und der Strafanstalten abnimmt, wo die Verpflegungsstationen sind, wie das im Abgeordnetenhause aus der Kriminalstatistik Badens nachgewiesen wurde. Richtig war der Einwand, daß man durch die Verpflegungsstationen nur Symptome der sozialen Krankheit treffe, und daß man das Uebel an der Wurzel anfassen solle. Aber auch bei dem gründlichsten Heilverfahren muß doch den Symptomen Aufmerksamkeit gewidmet werden; es könnte sonst leicht kommen, daß der Patient an den Symptomen zu Grunde geht, ehe die Heilung von innen heraus wirksam wird. Gewiß soll man durch Arbeitsnachweis und Arbeiterkolonien, durch eine vernünftigere Gestaltung des Korrigendenwesens u. s. w. den eigentlichen Ursachen der Arbeitslosigkeit entgegenwirken; aber deshalb braucht man die Verpflegungsstationen nicht zu verwerfen. Und die, die sich bei dieser Gelegenheit so gegen das Symptomkuriren ereifert haben, stehen unter dem starken Verdacht, daß sie bei einem gründlichen sozialen Heilverfahren erst recht nicht mitthun würden. Dann wurde gesagt, es gehöre dazu ein Aufgebot von außerordentlichen Kräften und großer Gemeinsinn, um die Verpflegungsstationen aufrecht zu erhalten; aber dies gilt doch nur dann, wenn man sich das Ziel setzt, die Stationen als Stätten christlichen Glaubens und christlicher Liebe auszugestalten. Bleibt dagegen die Gesetzgebung bei dem staatlich gebotnen Ziel, Stätten zu schaffen, wo Wandrer gegen Arbeitsleistung oder nötigenfalls auch ohne diese in straffer Hausordnung Unterkunft und Unterhalt finden, so ist nicht einzusehen, wieso zur Erreichung dieses Ziels so außerordentliche sittliche Kräfte gehören sollen. Es gehört doch nur etwas Geld und guter Wille oder statt dieses der gesetzliche Zwang dazu. So große Anforderungen an die Opferwilligkeit werden hier doch nicht gestellt. Es würde wohl über die Kosten geschimpft werden, aber weigern würde man sich ihrer nicht. Die Arbeiterversicherungen erfordern ja noch tausendmal größere Opfer; aber wenn auch genug dagegen räsonnirt wird, so denkt doch im Ernst keiner daran, sich dagegen aufzulehnen.

Ich habe mich neulich an dieser Stelle*) dagegen gewandt, die fragliche Gesetzesvorlage als einen Versuch zur Verstaatlichung christlicher Liebe zu bezeichnen, weil ich es nicht für ratsam halte, sich über die wirklichen Beweggründe staatlicher Maßnahmen und über die Art ihrer Handhabung irgendwelche Illusionen zu machen. Selbstverständlich habe ich damit keinem wehren wollen, sich bei der Abstimmung über das Gesetz oder hernach bei seiner Ausführung von christlicher Liebe leiten

*) Sp. 475 f.

zu lassen; ich habe auch nicht daran gedacht, dadurch dem Zustandekommen des Gesetzes entgegenzuwirken, wie mir die württembergischen Blätter für das Armenwesen in völlig unbegreiflicher Weise vorwarfen. Meine Meinung ist gewesen und ist heute noch, daß man sich in der Politik nüchtern an die wirklichen Verhältnisse halten und nicht zu stark auf die edeln Affekte rechnen soll. Große Thaten kann man durch Begeisterung des Volks vollbringen, und so hat Bismarck immer meisterhaft verstanden, die Affekte des Volks zu erregen und nutzbar zu machen, wo er für den Augenblick etwas erreichen wollte; aber wenn die Zustände, die man so schaffen will, nicht in ihrer innern Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit die Gewähr bieten, daß sie sich selbst tragen werden, auch wenn die Begeisterung verraucht ist, so würde solche Affektspolitik schließlich gründlich Fiasko machen. Der Zwang der Umstände und die Zweckmäßigkeit der Einrichtung und eine gute Dosis Nüchternheit dazu: das giebt die beste Bürgschaft für eine gedeihliche Politik. Wir haben es auf Erden mit Menschen zu thun, und im großen und ganzen mit natürlichen Menschen. Daß man nun auf die christliche Liebe keine Gesetze gründen kann, das haben die Verhandlungen über die Verpflegungsstationen noch drastischer gezeigt, als ich von vornherein glaubte annehmen zu müssen. Was man auch sonst mit mehr oder weniger Grund gegen die Stationen vorgebracht hat, die eigentliche Ursache der Abneigung gegen das Gesetz ist doch darin zu suchen, daß man keine Empfindung für die Not der Brüder hat, daß man in den Landstreichern überhaupt nicht Brüder, wenn auch verlorne, anerkennen will. In dieser Beziehung hat der Abgeordnete Gerlich am wenigsten eine Mördergrube aus seinem Herzen gemacht, indem er behauptete, man habe in den letzten Jahren schon vielzuviel in Menschenliebe gearbeitet, man solle die Leute, die man nicht gebrauchen könne, dahin schicken, wo der Pfeffer wächst. So denken Hunderttausende, wenn sie es auch nicht aussprechen. Unter solchen Umständen thut es zwar dringend not, die Pflichten der Nächstenliebe nachdrücklich zu predigen; es wäre aber verhängnisvoll, auf diesen Flugsand — das ist es leider noch — eine Gesetzgebung zu gründen. Für diese müssen die Gesichtspunkte der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit entscheiden. Der Zwang der Verhältnisse wird uns nun über kurz oder lang auch die Verpflegungsstationen in der gewünschten Weise bringen, und wenn sie zweckmäßig eingerichtet werden, ist kein Zweifel, daß sie Bestand haben werden. Die christliche Liebe aber wird dann nach wie vor in den damit absolut nicht erledigten Beziehungen von Person zu Person ein weites Feld der Bethätigung finden.

Gustav Habermann

Sozialwissenschaftliche Studien auf deutschen Universitäten

Die sozialwissenschaftlichen Studien der deutschen Studenten haben im Laufe des letzten Jahres das Interesse weiterer Kreise wachgerufen. Besonders haben die Angriffe auf die sozialwissenschaftliche Vereinigung in Berlin zeitweise diese junge studentische Bewegung aus der Stille, in der sie arbeitete, herausgerissen und nicht zu ihrem Vorteil in die Kämpfe des Tages hineingeworfen. Das ruhigere Sommersemester hat bewiesen, daß die Bewegung dadurch wohl eine Zeit lang hat gehemmt werden können am weitern Fortschreiten, aber daß eine Unterdrückung unmöglich ist. Da man infolgedessen im Wintersemester eine weitere Ausdehnung der sozialwissenschaftlichen Vereinigungen erwarten darf und sie vielleicht wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen werden, so ist wohl ein Wort der Aufklärung über das Wesen solcher Vereinigungen, die Art ihrer Arbeit und ihre Ziele nicht ohne Wert. Diese kurze historische Darstellung will vor allem das Problem aufweisen; denn es ist nicht zu verhehlen, daß wir in der Frage nach der richtigen Organisation und dem Arbeitsplan der Vereinigungen noch vor einem Problem stehen, an dessen Lösung vielleicht noch lange wird gearbeitet werden müssen.

Im Laufe der letzten Semester sind auf verschiednen Universitäten (Göttingen, Berlin, Halle, Tübingen, Erlangen, Greifswald, Marburg) freie sozialwissenschaftliche Vereinigungen ohne jeden studentisch-korporativen Charakter entstanden. Die jungen Männer, die sich in ihnen zusammenfanden, fühlten, daß in unsrer ernsten Zeit ein Studentenideal keinen Platz haben dürfe, wie es leider gerade von maßgebender Stelle, dem Rektor der Berliner Universität, aufgestellt worden ist, wonach man wollte, daß sich der Student neben dem Fachstudium „der Jugendfreude, harmlosem Sport und Spiel" hingeben solle. Dem gegenüber sahen diese Studenten ihre Aufgaben darin, das Uhlandsche Wort in unsre deutsche Studentenschaft hineinzurufen: Ja, du vor allem habe für unser Volk ein Herz.

In Göttingen, wo zuerst eine sozialwissenschaftliche Vereinigung ins Leben trat, suchte man in der Weise das Verständnis für soziale Fragen in der Studentenschaft zu wecken und zu fördern, daß man alle drei bis vier Wochen von Dozenten der Universität oder andern Autoritäten Vorträge in der Vereinigung halten ließ, an die sich Diskussionen schließen sollten. Man sieht, daß diese Methode sehr geeignet ist, weitere Kreise heranzuziehen, daß man aber andrerseits auf ein tieferes Studium der Fragen dabei verzichten muß. Von Göttingen aus wurde diese Methode von den andern Universitäten übernommen, und wohl die meisten oder fast alle haben sie beibehalten bis heute. Es wurde eben schon angedeutet, daß diese Art der Arbeit noch nicht das Ideal darstellt. Allein die Vorwürfe, die man diesen Vereinigungen machte, waren großenteils ungerechtfertigt. Glaubte man doch, daß sie ein Mittel sein sollten, um den deutschen Studenten auf die Bahnen zu locken, auf denen die studirende Jugend von Paris und Rom wandelt. Andern Einwendungen wird man eine teilweise Berechtigung zugestehen müssen, so besonders der, daß diese Art der Arbeit etwas Dilettantenhaftes habe und den Mitgliedern nicht die positiven Kenntnisse gebe, die nötig sind, um die Fragen innerlich zu erfassen. Aber auch diese Vorwürfe hätte man nicht in Form von Angriffen vorbringen sollen, die darauf abzielten, die ganze Bewegung zu vernichten. Hätte man den Studenten die Hand gereicht, um sie beim Suchen nach bessern Methoden zu unterstützen, sie wäre kaum zurückgewiesen worden.

Daß nun der erste Versuch noch nicht der vollkommenste sei, fühlte die Berliner Vereinigung selbst im Laufe der Zeit, und indem sie ihre Arbeit zu vertiefen suchte, begann eine zweite Phase in der Bewegung. Man richtete neue Vortragsabende ein, an denen die Mitglieder selbst Referate hielten, suchte verschiedne Untergruppen zu bilden, um besser in die Spezialgebiete eindringen zu können, und Aehnliches. Hier lag aber eine andre Gefahr nahe, die auch nicht vermieden wurde, daß nämlich die Verhandlungen zu sehr ins einzelne gingen und für solche, die noch nicht tief eingedrungen waren, an Interesse verloren. Dazu kam, daß eine bestimmte Richtung zu sehr die Oberhand gewann, daß man sich nicht auf die rein wissenschaftliche Thätigkeit beschränkte, sondern auch in allgemein studentische Angelegenheiten, wie Lesehallewahlen, eingriff: kurz man steuerte einem richtigen Fachverein mit bestimmter Färbung zu. Als man dies von andrer Seite zu verhindern suchte, entstanden Zwistigkeiten, die schließlich zur Selbstauflösung der Vereinigung führten.

In demselben Augenblick aber zeigte sich, wie tief der Gedanke selbst Wurzel gefaßt hatte unter der Berliner Studentenschaft. Ueberall tauchten Versuche zu Neubildungen auf, die schließlich auf einer großen Studentenversammlung am 2. Februar dieses Jahres zu einem großen Plane zusammengefaßt wurden. Ein Ausschuß von fünf Studenten der verschiedensten Richtungen erhielt den Auftrag, über die Neubildung einer Organisation zu beraten.

Der von diesem Ausschuß fertig gestellte Entwurf suchte die beiden Klippen zu vermeiden, an denen seither ein erfolgreiches Wirken gescheitert war, den oberflächlichen Dilettantismus auf der einen und das Uebergehen der Vereinigung in einen staatswissenschaftlichen Fachverein auf der andern Seite;

dagegen wollte man die beiden Vorzüge (Einwirken auf weite Kreise und tieferes Eindringen in die Probleme) vereinigen.

Von diesem Grundgedanken ausgehend, öffnete man die Pforten weit: keine sozialpolitische, politische oder religiöse Richtung sollte ausgeschlossen sein; aber ebenso bestimmt grenzte man das Arbeitsfeld ab: nur sozialwissenschaftliche Fragen, keine allgemein studentischen, politischen, religiös-kirchlichen oder Rassenfragen sollten den Gegenstand der Verhandlungen bilden. Die großen Vortragsabende wurden beibehalten, um durch sie immer wieder weitere Kreise heranzuziehen; aber die eigentliche wissenschaftliche Arbeit entfaltete sich in den fünf Fachabteilungen, die unter der Leitung von Dozenten stehen sollten, und denen folgende Gebiete zufielen: 1. Nationalökonomie, 2. Finanzwissenschaft, 3. Soziale Ethik, 4. Soziale Hygiene, 5. Soziale Psychologie. Die Leitung der ganzen Organisation lag in den Händen eines studentischen Vorstandes und eines aus Dozenten bestehenden Kuratoriums.

Leider hatte die Universitätsbehörde schon vorher gezeigt, wie wenig sie den Geist verstand, aus dem die ganze Bewegung entsprang, und wie früher schon einmal glaubte sie auch jetzt die akademische Lernfreiheit der in den regierenden Kreisen herrschenden Stimmung zum Opfer bringen zu müssen und versagte dem „monströsen" Entwurf die Genehmigung. So mußte denn die Berliner Studentenschaft freilich schweren Herzens verzichten lernen; aber noch heute beseelt sie die Hoffnung, daß man an leitender Stelle doch noch ein richtiges Verständnis gewinnen werde für die Bedeutung sozialwissenschaftlicher Arbeit unter den Studenten.

Hat so dieser Plan, unter spezifisch neuer Methode die Arbeit zu treiben, uns direkt nicht weiter gebracht, so sind doch die Verhandlungen des Ausschusses nicht ohne bleibenden Wert. Zunächst zeigte sich bei den Beteiligten trotz ganz verschiedner Lebensanschauung und sozialpolitischen Ansichten in der Sache selbst eine solche Uebereinstimmung, wie sie besonders unter Studenten überraschen muß, und die zugleich als ein gutes Omen bezeichnet werden darf für die spätere gemeinsame Arbeit. Sodann haben diese Verhandlungen eine neue Methode der Arbeit geschaffen, die freilich erst in praxi erprobt werden muß, aber hoffen läßt, daß die beiden Extreme, an denen seither die Arbeit litt, vermieden werden: einmal die Gefahr in einen Fachverein überzugehen und so das Interesse für weitere Kreise zu verlieren, und die andre, diese schweren Fragen allzu dilettantenhaft zu behandeln. Man wird nicht umhin können, von den Studenten, die den Mut haben, neben ihrem Fachstudium noch in die schweren sozialen Fragen einzutauchen, auch ein dementsprechendes Opfer von Zeit und Mühe zu verlangen, jedenfalls mehr als etwa alle vier Wochen einen Abend, um einen Vortrag anzuhören.

Ich glaube, daß die Studentenvereinigungen an den andern Hochschulen allmählich die alte Methode werden verlassen müssen, wenn sie bei ihren Mitgliedern wirkliches Verständnis und positives Wissen in sozialen Fragen erreichen wollen. Vielleicht versuchen diese dann in der in Berlin beabsichtigten Art und Weise zu arbeiten. Freilich wird es im einzelnen noch durch manche Fehlgriffe und Enttäuschungen hindurchgehen.

Wie am Anfang betont, wir stehen noch vor der Frage: Sind sozialwissenschaftliche Studentenvereinigungen möglich, ohne daß sie Fachverein werden, und ohne daß ihre Arbeit eine bloß nominelle ist, in Wahrheit sie aber tieferes Verständnis und Wissen nicht erreichen? Es ist dies ein Problem, das nur auf dem Wege praktischer Versuche gelöst werden kann. Wenn dazu die Vorgänge an der Berliner Universität einen neuen Anstoß geben sollten, dann hätten sie doch neben dem vielen Bedauerlichen und den traurigen Eindrücken, die sie hinterlassen haben, auch einen positiven Wert gehabt, und der viele Aufwand an Zeit und Mühe wäre nicht völlig vergeblich gewesen.

Willy Veit

Die Treppe der Luisetta

Das war die alte Luisetta in Rom. Sie hatte fünf steile steinerne Treppen zu steigen, bis sie in ihr Zimmer kam. Das wurde ihr sauer. „Ganz sauer," sagte sie zu einer deutschen Frau, „ganz bitter sauer, Signora. Und seht, da hab ich sie dem Herrn gelobt. Nun thu ich doch ein gutes Werk damit, und nun wirds mir leicht."

Es ist mir eigentümlich gegangen mit der Geschichte. Sie ärgerte mich mit ihrer katholischen Auffassung vom Leben. Und dann beschäftigte sie mich doch immer wieder. Schließlich fing sie an, mir zu gefallen ihrem Grundzuge nach.

Die alte Luisetta hatte aus der Not eine Tugend gemacht. Ich glaube, es liegt das Rezept zum Glücklichwerden darin, auch zum Gutwerden. Ja, ich glaube sogar, daß die Kunst, aus der Not eine Tugend zu machen, die Erfüllung der alten Mahnung ist: Werfet eure Sorgen auf den Herrn.

Ich will gestehen, daß ich mir bei diesem Worte nie allzuviel gedacht habe. Das bloße „Laßt sie euch nicht anfechten, vertrauet sie dem Herrn an, laßt ihn für euch sorgen" dünkte mich immer etwas kümmerlich. Auch ist es für einen willens- und thatkräftigen Mann so nicht auszuführen. Daß es aber Gottes Wille sein solle, die Thatkraft zu brechen, dazu kann ich mich nicht überreden. Ist das Christentum eine Religion der Lebendigen, so muß es die Thatkraft heben und nicht schwächen.

Und wenn sie nun darauf sagen: „Du Unglückseliger! den Herrn für sich sorgen lassen, das macht ja erst die Thatkraft frei," so will ich ihnen erwidern: „Gut, eure Worte habe ich nun gehört, aber jetzt möchte ich wissen, wie das zugeht."

Wollt ihr antworten: Ganz einfach, die Sorge erschlafft! so will ich euch sagen: Das weiß ich. Aber daß man sie deshalb vergessen darf, das will mir nicht einleuchten. Und daß Gott sie dazu giebt, damit wir uns nicht um sie kümmern, das will mir auch nicht einleuchten. Ich denke mir, daß der Christ auch die Sorge als eine Gabe von Gott achtet. Ich kann mich nicht überreden, in dieser Forderung lediglich unser Vorstellungsvermögen oder gar nur unsre Sprechwerkzeuge angeredet zu sehen. Ich denke mir, was Gott giebt, das soll uns fördern! Ja, sagst du, eben unser Gottvertrauen und unsre Geduld. So frage ich, was ist Gottvertrauen? und was ist Geduld? Wenn es Gleichgiltigkeit gegen die Sorge ist, so würde also Gott die Sorge geben, um uns gegen sie abzustumpfen. Was darin für eine Förderung liegt, das sehe ich nicht. Oder unser Gottesbegriff ist ein verschiedner. Denn dein Gott scheint ein Gott neben der Welt zu sein, ihr feindlich, aber so, daß sein Kampf gegen sie Flucht vor ihr ist. So ist mein Gott der Erobrer der Welt, der sie sich dienstbar macht.

Höre, ich meine es so: Wem Gott Sorge und Not schickt, dem sendet er sie, daß er sich gegen sie wehre; sich wehre in der festen Zuversicht, die innere Kraft, die Gott denen giebt, die auf ihn vertrauen, die werde zum Siege zureichen. So wächst er freilich dadurch in Gottvertrauen und Geduld, aber das ist nicht Stumpfheit gegen die Gotteswelt, sondern wahrhafte helläugige Thatkraft.

Ich will dir ein andres Bild sagen, das ich einst Kindern sagte, ich glaube aber, es paßt besser noch für uns Erwachsene. Ich führte sie an die Landkarte und ließ sie die Stellen suchen, wo gebildete, tapfre, bedeutende Völker wohnen oder wohnten, Völker, die der Menschheit Dienste geleistet haben. Da fanden wir, daß sie da wohnten, wo die Natur Sorgen und Mühen sendet durch verheerende Flüsse oder trennende Meeresflächen.

Sie haben sich gewehrt. Indem sie sich wehrten, entdeckten sie, daß sie durch ihre Thätigkeit bessere Zustände schaffen konnten.

Nur so entsteht auch die wahre Frömmigkeit. Sie kann nur entstehen, wo Vorstellungen besserer Zukunft, Zweckgedanken entstehen. Besonders wo die Sorgen und Mühen geschichtlicher Art sind, wo etwa ein Land Tummelplatz umwohnender kriegerischer Völker wird, entsteht positive Frömmigkeit, d. h. Frömmigkeit, die etwas will, und die deshalb eingreift. Denn wo die Mühen durch Menschen kommen, entsteht leichter die An-

schauung von dem Gott, der überhaupt durch Menschen wirkt, das Beste, das er wirkt, von dem Gott, der durch Menschen, durch die Propheten, durch Jesus Christus, durch die christliche Gemeinde seine Kräfte wirksam werden läßt, und das heißt: „sich offenbart.“ Daß Israel seine Nöte zu Tugenden machte, das ist seine unsterbliche That.

„Alle eure Sorge werfet auf ihn; denn er sorget für euch.“ Jawohl, er, der durch Menschen sorget, er sorgt für euch — durch euch. Die Art, wie er für euch sorget, ist die, daß euer Gottvertrauen euch stark macht zu widerstehen, und selbst wenn der Widerstand nichts nützt, den Kopf nicht zu verlieren, sondern mit frischer, gottvertrauender Kraft von neuem zu beginnen. Das heißt Geduld. Geduld ist nicht Stumpfsinn.

Der Sturmwind rüttelt das Schifflein. Schon fluten die hohen Wellen über das Deck. Solange Kapitän und Matrosen ihr Vertrauen noch haben, ist nichts verloren. Erst wenn sie das verloren, sind sie von Gott verlassen. Denn er sorgt für sie durch ihr Vertrauen und ihre Geduld. Der eigentlich gefährliche Sturm ist der Sturm der Verzweiflung in den Herzen, der Sturm, der Hände und Augen und Gedanken unsicher macht. Und der Herr rettet im Sturm, indem er den Sturm in den Herzen stillt durch mutiges Vertrauen.

Wem im Leben so eine Treppe der Luisetta Mühe macht, der gelobe sie dem Herrn, und wem das ganze Leben zu so einer Treppe ward, der gelobe es dem Herrn.

Aus der Not eine Tugend machen mit starker, gottgestärkter Faust, das heißt aus einem Knechte der Not ein Herr der Not werden. Und das ist das Rezept des Glückes. Denn Glück ist Herrschaft. Bz

---

Verschiedenes

(Religion innerhalb der Grenzen der Humanität) Ein Kapitel zur Grundlegung der Sozialpädagogik von Paul Natorp. Freiburg, Mohr. VIII und 118 S. 1,50 Mk.

Der Titel erinnert an ein andres Buch, ein großes Buch des großen Weisen von Königsberg: Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Zwischen Kant und Natorp besteht trotz mancher Differenzen und des zwischen ihnen liegenden Zeitraumes eine innige Verwandtschaft. Ebenso gut ließe sich eine Parallele zwischen Natorp und de Wette oder zwischen Natorp und Schleiermacher ziehen, dessen wesentliche Prinzipien er teilt. Er gehört zu jenen vornehmen aber leider immer noch viel zu wenig zahlreichen Geistern, die mit solider wissenschaftlicher Bildung ausgerüstet, sowie von dem Recht und der Pflicht einer dieses Namens würdigen Wissenschaft tief durchdrungen lebendig und einsichtsvoll genug sind, die hohe Bedeutung der Religion für die geschichtliche Entwicklung des Menschengeschlechts zu erkennen. So scheidet sich der Marburger Philosoph ebenso von denen, die aus der Religion eine besondre Kategorie außerhalb und oberhalb des menschlichen Geistes machen, ein Etwas, das „höher ist denn alle Vernunft,“ wie von den andern, die sie als ein individuelles Phantasiegebilde betrachten, eine Sinnestäuschung, ein Spiel der Einbildung, eine Poesie niederer Gattung, die mit den Fortschritten der Kultur, ungefähr wie der Glaube an die Wassernymphen, verschwinden wird.

Bei näherm Zusehen ist es doch eine neue Definition der Religion, die Natorp sucht und vorschlägt, wenn er diese in die Grenzen der Humanität einschließt, aber ohne jeden Anspruch auf transzendente Elemente. Unter Humanität versteht er, wenn ich nicht irre, die im Individuum und in der Gesellschaft sich vollziehende vollkommen harmonische Entwicklung der physischen, geistigen, sittlichen und ästhetischen Kräfte, die sozusagen die Normalidee vom Menschen ausmachen. Innerhalb dieses Kreises findet die Religion, die eine soziale und individuelle Aufgabe in gleicher Weise zu erfüllen hat, ihre Stelle. Wie schon Schleiermacher erklärte, stammt sie aus dem Gefühl, aber „nicht Gefühl schlechtweg, Gefühl des Unendlichen will die Religion sein. Zwar hat das Gefühl im eigentlichen Sinne keinen Gegenstand, noch könnte das Unendliche für ein endliches Bewußtsein je im eigentlichen Sinne Gegenstand sein; es ist vielmehr die Unendlichkeit des Gefühls, was man ausdrücken will, wenn man dem Gefühl das Unendliche als Gegenstand anweist“ (S. 52). So hängt die Religion schließlich mit der Moral und mit der Aesthetik zusammen. Sie setzt sich direkt ihren Gegenstand als eine Art machtvollen Imperativ, der nach Natorp in mannigfache Konflikte — besonders wo es sich um die höchsten Formen der Religion handelt — mit dem Gebiete der Erkenntnis und selbst dem des Willens kommt. Trotzdem ist dieser Konflikt nicht absolut: die Synthese der Widersprüche ist möglich. — Wenn das religiöse Gefühl „den innern Zusammenhang, die unteilbare Einheit des Bewußtseinslebens, seine Individualität vertritt“ (S. 62), so muß es sich auch von den andern Kräften, die unser Wesen ausmachen, leiten und reinigen lassen. „Alles an der Religion,“ schreibt der Verfasser, „was auf echtem

Gefühlsgrunde ruht, ist in der That haltbar und berechtigt; über die Echtheit der Gefühle entscheidet aber nicht mehr das Gefühl selbst, sondern die gesetzmäßigen Gestaltungen des Bewußtseins: Wissenschaft, Sittlichkeit, Kunst“ (S. 66). Die so an dem religiösen Gefühl geübte Kritik würde es in die Grenzen der Humanität einschränken, d. h. aus der eigentlichen Religion das transzendente Element entfernen.

Diese Analyse des religiösen Gefühls in ihrer außerordentlich feinen Durchführung bildet nach unsrer Meinung den originellsten und interessantesten Teil des Natorpschen Buches; das verhindert uns nicht, einigen Widerspruch zu erheben. Wenn der Raum und die Haltung unsrer Zeitschrift es gestatten, möchten wir wohl dem Marburger Gelehrten einige Fragen stellen: Ist es zum Beispiel sicher, daß die Beseitigung der Transzendenz auf religiösem Gebiet notwendig den aufgestellten Prinzipien entspricht? Wir bezweifeln es stark, wir meinen sogar, daß diese Begrenzung der Religion eher eine Verstümmelung genannt zu werden verdient.

Wenn man freilich unter Transzendenz die obligatorische Behauptung, die bestimmte und für notwendig gehaltne Definition wesentlicher Kennzeichen der übersinnlichen Welt versteht, so geben wir Natorp durchaus recht. Das Dogma ist nicht die Religion, nicht das praktische, lebendige Christentum; es ist vielmehr gerade in unsern Tagen der intellektuelle und reflektirende Ausdruck, durch den wir in unvollkommner Weise das Phänomen, die religiöse Erfahrung übersetzen. Es ist in keiner Beziehung unveränderlich, unterliegt vielmehr im Laufe der Zeiten in demselben Maße, als das religiöse Gefühl sich seiner selbst sowie seiner Grenzen mehr und mehr bewußt wird, einem fortwährenden Umbildungsprozeß. Es hieße die wertvollsten und unbestreitbarsten Resultate Kants vergessen, wollte man eine absolute Erkenntnis des Unerkennbaren für möglich halten. Wenn wir z. B. sehr gute, der Konstitution unsers Wesens entstammende Gründe haben, Gott die positiven Merkmale einer Person zuzuerteilen, haben wir nichtsdestoweniger das Gefühl dabei, daß der Personbegriff ihn nicht zu umfassen vermag; das Symbolische spielt eben bei allen unsern Auffassungsversuchen seine Rolle. Mit diesem Vorbehalt kann die Religion, ebensowenig wie die Moral, wie mir scheint, des transzendenten Moments entbehren. Mit welchem Namen man es nennen mag, Gott, das Gute, das Ideal: das Prinzip, an das wir uns zu klammern suchen als an die Erklärung unsers Seins, an die Kraft, die uns stark macht, strebt über uns nach der transzendenten Seite hinaus. Ist das Streben nach dem Unendlichen nicht selbst ein Element und Charakterzug unsrer Natur? Das Christentum besonders, zu dessen eigentümlichsten Zügen es gehört, Religion und Moral in eine bestimmte Beziehung gebracht zu haben, kann nicht ohne Schaden dieses Fenster vermauern, aus dem es Licht empfängt. Ist es denn genauer zugesehen unmöglich, bei tieferm Graben im Grunde des religiösen Gefühls auch bei den niedern Religionen das sittliche Element zu finden, das in unsern Augen die Substanz der Religion bildet, und das im Evangelium durch die Zusammenfassung alles Strebens in der Liebe ausgedrückt ist, die wiederum nichts andres ist als die Gerechtigkeit des Gottesreichs? Wenn der Mensch im Kindesalter die Kräfte der Natur, von denen er abhängig ist, vergöttlicht, wenn er sich anschickt, sie zu beschwören oder sich geneigt zu machen durch Geschenke und Opfer, wird er dabei nicht von einem Gefühl geleitet, das man sittlich nennen kann, und das die Richtung seines Lebens bestimmt? Die Moral also, wenn sie nicht utilitarisch ist, ein Standpunkt, von dem Natorp weit entfernt ist, braucht doch schließlich das transzendente Element; sie postulirt das Gute, das nicht ist, das Ideal des Guten. Auch der kategorische Imperativ braucht die Transzendenz, er verlangt das absolute Gute, um es nicht gleich Gott zu nennen, eine leitende Ursache sowohl wie einen Endzweck in der Ordnung des Universums.

Doch wir müssen hier von einer weitern Entwicklung dieser Gedankenreihe abstehen. Natorp zieht in den letzten Kapiteln seines Buches, die den positiv praktischen Teil seiner Studie bilden, sozialpädagogische Folgerungen. Ich möchte nicht darauf schwören, daß sie im Grunde genommen nicht die in den frühern Kapiteln entwickelten Prämissen überschreiten. Jedenfalls sind sie ausgezeichnet und geben uns treffliche Gedanken über die Methode des Religionsunterrichts an höhern und niedern Schulen. Natorp mag nichts von jener pedantisch-abstrakten Laienmoral wissen, die als Erziehungssystem in Frankreich nun glücklich bankerott gemacht hat, er wünscht aber für Deutschland mit vollem Rechte eine Aenderung der herrschenden Methode. Die dogmatische Lehrweise soll nach seiner Meinung durch einen historischen Religionsunterricht ersetzt werden. Das ist, wenn wir recht sehen, eine der notwendigsten Reformen der Gegenwart, falls man den Einfluß der Religion bei der sozialen Erziehung erhalten sehen will. Die in der Schweiz erzielten Resultate, wo die Forderungen Natorps ihrer Verwirklichung schon ziemlich nahegerückt sind, sind recht gut ausgefallen.

Natorps Buch gehört jedenfalls zu denen, die zum Denken anregen und die ein diskutirbares Problem ins rechte Licht setzen. — Es ist ein glückverheißendes Symptom, daß ein Professor der Philosophie mit so viel Verständnis und Ernst die religiöse Frage behandelt. Die deutsche Tagesphilosophie hat uns in dieser Beziehung nicht gerade verwöhnt. Es war Zeit, daß Werke wie die eines Natorp, Siebeck, Rudolf Seydel bis zur Evidenz erwiesen, daß das Problem der Religion, daß die Religion selbst ein Hauptfaktor unsers Kulturlebens ist, und daß es von einer ebenso unwissenschaftlichen wie beklagenswerten Oberflächlichkeit zeugt, wenn man die Religion zu ignoriren vorgiebt, als wäre sie eine Phantasie oder eine Eintagsmode. Paul Chapuis

(Vom alten neuen Glauben) Erlebnisse und Bekenntnisse eines Laien. Hefte zur Christlichen Welt Nr. 18. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1895. 58 S. 50 Pfge.

Die Laien haben vor uns Theologen meist eine größere Unmittelbarkeit der religiösen Empfindung voraus, sie haben umgekehrt die Gefahr, entweder die kirchlich gewohnten Formen der Verkündigung mit mehr Pietät zu umfassen, als ihnen nach evangelischer Anschauung zukommt, oder aber sie radikaler beiseite zu stellen, als nach geschichtlichem Verständnis ihrer Art berechtigt ist. Wir Theologen können aus unserm Studium jene freie Pietät gegen das „Alte" gewinnen, die sich gründet in der Erkenntnis seiner Ursprünge, zumal der Kämpfe, unter denen es vielfach geboren ist. Wir können andrerseits oft leichter am Evangelium selbst den Mut gewinnen, auch da noch Vorurteilen entgegenzutreten, wo der Laie meint, gehorsam sein zu müssen, weil es eben eine überaus ehrwürdige Autorität ist, die diese oder jene Vorstellung trägt. Indem ich die oben bezeichnete kleine Schrift las, hatte ich besonders reichlich Anlaß, über Laien- und Theologenart in der Vergegenwärtigung des Christentums zu reflektiren. Ich habe mich sehr angesprochen gefühlt von der aufrichtigen Art des Laien, der uns dort von seinen „Erlebnissen" Kunde giebt und seine „Bekenntnisse" vorträgt; aber ich bin als Theologe andrerseits wahrhaft erschrocken gewesen über die Eilfertigkeit, mit der ein so ernster Mann glaubt sich abfinden zu können mit dem, was er das „kirchliche Christentum" nennt, und was größtenteils unzweifelhaft das rechte gemeingiltige Christentum ist. Unser Verfasser ist ein überaus radikaler Laie, ein nachdenksamer, aber absolut individuell reflektirender Mann. Da er sein Schriftchen unter dem Titel von „Erlebnissen und Bekenntnissen" bietet, kann man ja vielleicht kaum mit ihm rechten. Wir stehen und fallen zuletzt jeder für sich unserm Herrn. Auch der „Laie" will Jesum als seinen Herrn gelten lassen, er redet in den wärmsten Tönen von ihm, Tönen, die die Liebe seines Herzens verraten. Aber er weiß gar nicht, was das für ein machtvoller Gedanke ist, in Jesu den Herrn zu erkennen. Wo es ihm einmal nahetritt, daß das doch involvirt, daß man sich von Jesus über Gott belehren, sich wirklich von ihm weisen läßt, da zieht er sich zurück. Jesus ist ihm ein Meister, wie viele andre auch, sympathischer, reiner, gefälliger nach unserm Geschmack als andre, aber doch nur einer neben andern. Es giebt in der Natur und Geschichte nichts Absolutes. Auch Jesus ist kein absoluter Meister. Er hat uns wohl Gott „geoffenbart," aber auch an seiner Hand gewinnt man keinen „Gottesbegriff." Die letztere Ausdrucksweise könnte noch harmlos heißen, wenn der Verfasser nicht eigentlich meinte, daß jede unsrer wildwachsenden „Ahnungen" sich neben das stellen dürfte, was Jesus „offenbart." Ich meine, es sei ein Spiel mit dem Begriff der Offenbarung, wenn wir alles, was uns vorkommt als das Schönste und Heiligste, was „wir" uns denken können, was uns das Gemüt vielleicht bewegt, so nennen. Nein, die Offenbarung Gottes in Jesu Christo ist etwas uns gegenüber, etwas, das uns so faßt, daß wir uns zu beugen und zu unterwerfen haben, daß wir immer nur bereit sind zu lernen, zu nehmen. „Niemand kennt den Vater außer dem Sohne," das ist ein sehr ernstgemeintes Wort in Jesu Mund, und wir haben es doch dementsprechend einmal zunächst sehr ernst zu nehmen und zu versuchen, wohin wir dann kommen. Ich habe keine Neigung, den Erlebnissen und Bekenntnissen des „Laien" auch desgleichen entgegenzustellen. So sei nur der Finger auf jenes große Wort Jesu gelegt!

Der Verfasser ist ja nun durchaus zur Toleranz geneigt. Darüber noch ein ernstliches, ehrliches Wort. Er meint, „mancher von denen, die im strengen Kirchenglauben dahinleben," werde über ihn „Fluch und Wehe aussprechen." Ihnen rufe er seinerseits zu: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet." Dann schreibt er: „Wer den Wunder- und Teufelsglauben braucht, der glaube an Wunder und Teufel. Wer Gebete und Fasten braucht, der bete und faste. Wer Dogmen und Sakramente braucht, der brauche sie. Ich bin ferne davon, wie der Morgen vom Abend, ihm seine Seligkeit antasten zu wollen. Doch möchte ich wohl, daß er auch meine nicht antaste" u. s. w. Dazu möchte ich das Folgende sagen. Es wird wohl kaum Evangelische geben, die die „Seligkeit" des Verfassers antasten wollten. Evangelische Christen, die „in strengem Kirchenglauben dahinleben," wissen vor allem, daß es nicht der Menschen, sondern Gottes Sache ist, die Person zu beurteilen, sie in Gnaden anzunehmen oder aber zu verwerfen. Aber der Verfasser zeigt damit, daß er jedem das, was er „brauche," lassen will, zuletzt noch einmal besonders deutlich, daß er von einem falschen Ansatze in seinen Reflexionen ausgeht. So steht es nicht mit der Religion, daß jeder nur sich klar zu machen hätte, was er brauche, um sich dann mit entsprechenden Postulaten zu befriedigen. In der That, der eine „braucht" wenig, der andre viel, und sie haben beide gleich sehr Unrecht, wenn sie nur eben streben zu erraffen und zu behaupten, was ihnen „Genüge thut." Wir kennen in weltlichen Verhältnissen eine Armut, die gar nicht weiß, wie arm sie ist, und die deshalb nicht viel „braucht," und auf der andern Seite eine raffinirt wohllebige Gewöhnung, die nichts fahren lassen möchte, bloß weil manches anders werden müßte, wenn sie auf ein Besitztum, selbst nur ein eingebildetes, ein Besitztum bloß von „Affektionswert," einmal verzichten sollte. Jene proletarische Armut muß belehrt werden, wieviel ein Mensch gewinnen kann und darf, und diese faule Genußsucht muß daran erinnert werden, daß nicht der Einzelne das „Maß der Dinge" ist, auch nicht das Maß für das, was er beanspruchen „könne" und zu behaupten „berechtigt sei." Nicht anders steht es im religiösen Leben. Es ist nicht ohne weiteres imposant, wenn jemand meint, auf diese und jene Vorstellung verzichten zu können, und wahrlich auch nicht, wenn manche Gläubige kein andres Argument wissen, als daß dieses und jenes erst ihren „Bedürfnissen" genug thue. Es giebt auch im Glauben ein objektives Maß. Auf der einen Seite sollen und müssen wir suchen, heranzuwachsen zum wahren Verständnis des Reichtums, der uns in Christus zugänglich gemacht ist, und auf der andern Seite haben wir uns zu bescheiden bei dem, was uns wirklich in ihm beschieden ist. Kein „Dogma" darf damit gerechtfertigt werden, daß nur es der „Größe des Bedürfnisses" Genüge thue — denn des Menschen Herz ist begehrlich und eigensinnig, auch wo es sich um die Seligkeit handelt: wir müssen es uns von Christus wirklich offenbaren lassen, was uns Seligkeit sein darf, sein soll und muß. Andrerseits ist es eine wunderbare Fülle von Gütern, die uns in Christus zugänglich sind, wenn wir nur zusehen wollen, was er alles thatsächlich bietet. Daß einer sich in den Philosophenmantel hüllt und erklärt, in seinem Hüttlein „glücklich" zu sein, ist oft keineswegs geistig-sittliche Gesundheit. Unser Laie nennt sein Schriftchen eine Abhandlung „Vom alten neuen Glauben." Er verkennt im tiefsten Grunde den „alten Glauben," wenn er kraft des „neuen Glaubens" jeden sich selbst und dem, was er „braucht," überlassen will. Im Epheserbriefe ist die Rede davon, wie ein rechter Glaubenslehrer hilft, daß „alle gelangen zur Einheit des Glaubens und zur Erkenntnis des Sohnes Gottes, zur vollen Mannheit, zum Maße des Alters der Fülle des Christus, auf daß wir nicht mehr unmündig seien. . . ." Das ist ja wohl Intoleranz!?

F Kattenbusch

Nachwort des Herausgebers. Unsre Leser erkennen leicht, daß es sich in Vorstehenden weniger um eine Anzeige handelt als um einen Protest. Ein verehrter Mitarbeiter an der Christlichen Welt und den ihren Namen führenden Heften findet, daß die Stimme des Laien, die in Heft 18 zu Gehör kommt, nicht in das Konzert hineinpaßt. Und der Herausgeber muß ihm darin Recht geben, daß die Einheitlichkeit der Theologie und sogar der religiösen Grundstimmung in den Heften durch dieses Stück allerdings durchbrochen worden ist. Aus dieser Erkenntnis heraus hatte ich mir vorgenommen, das Heft mit einigen Worten in der Christlichen Welt bei seinem Hinaustreten in die Oeffentlichkeit zu begleiten; im Drang der Geschäfte ist das unterblieben. Zur Sache dies. 1. Unsre Hefte sind allerdings (mehr als die Christliche Welt) von einer einheitlichen theologischen Ueberzeugung getragen, und so soll es bleiben. 2. Es ist von Laien nicht zu erwarten, daß sie diese teilen; es ist aber notwendig, daß Laien ihre Glaubensgedanken auf ihre Weise öffentlich aussprechen; hiervon hängt ebenso eine gesunde Entwicklung des Gemeindelebens wie der Theologie mit ab. 3. Jedermann soll wissen, daß wir in unserm Kreise auch eine Stimme wie die in Heft 18 gelten lassen und zu hören vermögen, sobald sie eben von einem ernsten, denkenden Laien kommt. Unsre Bedenken gegen diese und jene Ansicht haben wir jederzeit Gelegenheit geltend zu machen. Dieser ganze Beitrag schien mir aber um so mehr der Aufnahme in die Hefte wert, als er neben zu Beanstandendem sehr viel Beherzigenswertes enthält und die praktische Stellung des Verfassers zum Christentum eine uns verwandte ist. — Uebrigens ist es seltsam, wenn konservativ-kirchliche Blätter sich dieses Heftes 18 als einer gefundenen Speise geschwind zu bemächtigen wissen, das gleichzeitig ausgegebne Heft 19 aber daneben keiner Beachtung würdigen.

R

(Die Evangelienkritik) und noch mehr die Art, wie man sie einerseits ausbeutete, andrerseits bekämpfte, hat weithin das Gefühl einer großen Unsicherheit hervorgerufen, inwieweit man den biblischen Berichten überhaupt glauben und von Jesu Leben etwas wissen könne. In tendenziösen Darstellungen und in halbgebildeten Kreisen herrscht vielfach die Ansicht, daß man eigentlich so gut wie nichts geschichtlich darüber feststellen könne. Dem gegenüber ist es gewiß ein zweckmäßiges und verdienstliches Unternehmen, wenn einmal von einem sachkundigen Vertreter der kritischen Theologie dargelegt wird, wie viel auch bei einem sehr kritischen Standpunkt, über dessen einzelne Urteile man immerhin verschiedner Meinung sein kann, doch noch von der evangelischen Geschichte als sicherer Bestand übrig bleibt. Ein Mann, der sich Amicus Veritatis (einen Freund der Wahrheit) nennt, hat unter dem Titel Jesus von Nazareth nach neutestamentlichen Quellen (Heilbronn, Kielmann, 1894. 58 S. 60 Pfge.) seinerseits eine solche zusammenfassende Darstellung gegeben. Dieselbe soll also die Gestalt Jesu dem Leser vor Augen führen, nicht in einer Uebersetzung der Evangelien, sondern in einer freien Nacherzählung, die sich auf kritische Reflexionen und auf die Forschungen der historisch-theologischen Wissenschaft der letzten Jahrzehnte gründet. Die Abweichungen von den evangelischen Berichten sind dabei, um Unterbrechungen möglichst zu vermeiden, im einzelnen nicht immer motivirt. „Was wir noch an Jesus haben, — so schließt der Verfasser sein Vorwort — ist so wertvoll und so groß, daß wir alle Ursache haben, uns unsers Reichtums zu erfreuen und dafür dankbar zu sein." — Bei dieser Gelegenheit mag an ein andres Büchlein erinnert werden, das, aus der wärmsten religiösen Begeisterung eines gebildeten Laien hervorgegangen, ähnliche Ziele verfolgt wie das eben besprochne. Es ist dies eine moderne Evangelienbearbeitung, die unter dem Titel: Das Licht der Welt, Uraltes in neuer Gestalt, von Johannes, bei Griebel in Leipzig 1891 erschienen ist und die Geschichte Jesu einheitlich und ohne Zuthaten von Wundererzählungen darzubieten sucht. Beide Bücher sind charakteristische Erscheinungen unsrer Zeit, dazu bestimmt, nicht der Zerstörung, sondern der religiösen Erneuerung zu dienen und die schlichte, religiös-sittliche Herrlichkeit des Evangeliums den Suchenden und Zweifelnden in unserm Volk wieder nahe zu bringen.

W Bornemann

(Der moderne Pessimismus und seine Bekämpfung durch das geistliche Amt) Vortrag von Pastor Böhmer. Leipzig, Wallmann,

1894. 40 S. 40 Pfge. Gewiß ein sehr zeitgemäßes Thema. Böhmer charakterisirt zunächst im allgemeinen den Pessimismus, meist mit Aeußerungen Hartmanns, und führt ihn ganz kurz auf „die Glaubenslosigkeit zurück, die den Boden unter den Füßen verloren hat“; sodann stellt er die hauptsächlichen biblischen Stellen und Gesichtspunkte zusammen, die im Kampfe gegen den Pessimismus für den Geistlichen brauchbar sind, und legt kurz die christliche Weltanschauung im Gegensatz zum Pessimismus dar. Endlich schildert er verschiedne Klassen von Pessimisten und ihre Behandlung. Ich finde nicht, daß die Erörterung in die Tiefe geht. Die meisten Darlegungen sind richtig, aber für jeden Christen und Theologen ziemlich selbstverständlich. Die Charakteristik des Pessimismus, zumal des wissenschaftlichen, ist doch nur oberflächlich und etwas willkürlich. Auch finden sich manche Einseitigkeiten und Unrichtigkeiten. Strauß Schriften sollen „verhältnismäßig geringfügigen Eindruck“ gemacht haben, Schopenhauer sei „zu sehr Verstandesmensch gewesen, um religiös zu sein.“ Sehr anfechtbar ist der Satz: „Gleichwie allgemein gilt: Jeder Nichtchrist ist Pessimist(!), ebenso wahr ist, jeder Christ ist Pessimist, insofern er nicht ganzer Christ ist.“ Geradezu unangenehm hat es mich berührt, wenn es S. 15 ff. von der kirchlichen Stellung gegenüber dem Pessimismus heißt: „Allein der barmherzige Hohepriestersinn verhütet mürrisches Wesen, Verdrießlichkeit, Hoffnungslosigkeit. Er berechtigt auch dazu, den Pessimismus beim rechten Namen zu nennen, ihn als Materialismus, als eine moderne Welt- oder Selbstvergötterung zu bezeichnen, die unausbleiblich ist, wo der lebendige Gott abgesetzt ward. Statt Welt- und Selbstvergötterung müßte es nach des Pessimismus eigner Weise Welt- oder Selbstverteuflung heißen, da ja das Wesen der Welt im Uebel, Leid und Schmerz bestehen soll. Die Erkenntnis der materialistischen Weltverteuflung des Pessimismus giebt den Ernst der Wahrheit, der den Feind nicht schont. Diese Erkenntnis und Rüstung bildet den leitenden Gesichtspunkt zur Bekämpfung des Pessimismus.“ Ich fürchte, mit solchen Gedanken und Stimmungen wird man weder dem Wesen noch den Ursachen des Pessimismus gerecht; am allerwenigsten ist man so fähig, ein pessimistisch gestimmtes Gemüt zu heilen. Ich vermisse geradezu die wichtigsten Wege, auf den Pessimisten einzuwirken, nämlich erstens den gesunden Humor und die ruhige Geduld, zweitens die Fähigkeit, den Pessimismus, der oft nur ein Sport und eine Mode ist, unter Umständen einfach zu ignoriren (ein Verhalten, das ihn oft ganz rasch beseitigt), und drittens die praktische Sorge, den armen Pessimisten möglichst rasch und dauernd in die Luft einer gesunden, natürlichen, arbeitsamen und liebevollen Gemeinschaft zu bringen. Das Predigen dagegen nützt nicht viel.

W Bornemann

(Eine kurze Bemerkung) zu meinem Referat über die Bremer Festvorstellungen der Rubinsteinschen geistlichen Oper „Christus“ in Nr. 27 dieser Blätter.

Ich bin darüber interpellirt, daß ich in der Bulthauptschen Dichtung den Prolog (die Weihnachtsgeschichte) in Anspruch nehme, weil hier außerbiblische Sage in den biblischen Stoff hineingewoben sei. Ich machte dabei die Bemerkung: „Bekanntlich ist in der Bibel von drei babylonischen Magiern die Rede.“ Die Zahl „drei“ muß hier fortfallen, es ist ein lapsus calami. Es heißt Matth. 2, 1 nur: es kamen Magier vom Morgenlande nach Jerusalem. Obwohl ich nun gern anerkenne, daß die Sage von der Anbetung der drei Könige den symbolischen Sinn der biblischen Erzählung richtig deutet, so bleibe ich doch dabei, daß bei einem solchen Text außerbiblische Symbolik nicht angebracht ist. Dazu kommt, daß in der Bulthauptschen Dichtung im Gegensatz zu der Engelerscheinung diese drei Könige in solcher Weise auftreten, daß dabei der Eindruck des Symbolischen geradezu verhindert wird. Die Darstellung bewegt sich in den Formen des Mythologischen, die man höchst unangenehm empfindet. Das ist es, wogegen ich mich ausspreche. Selbstverständlich gestehe ich dabei dem Dichter das Recht zu, das Ueberirdische und das Symbolische in den Grenzen des von der Bibel Gebotnen darzustellen. Mögen die Figuren der drei Könige in Bremen noch so populär sein, so giebt das doch noch nicht das Recht, sie als geschichtliche Personen in den Zusammenhang der biblischen Erzählung einzuflechten.

Tn

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 30 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Statt besonderer Anzeige

Durch die glückliche Geburt eines **prächtigen Jungen** wurden hocherfreut

Hannover, den 17. Juli 1895

Pastor **Dörries**
und Frau **Bertha**, geb. Rehmann

Cand. theol. sucht **Hauslehrerstelle.** Näheres durch Pfarrer **Rade** in Frankfurt a. M.

Schweizerisch. cand. theol. (gute Examenzeugnisse) s. eine Hauslehrer- oder ähnliche Stelle. Off. gefl. an d. Exp. d. Bl.

Einfacher und gesunder **Landaufenthalt** für Familien bietet sich in hübscher Gegend bei dem billigen Pensionspreise von 2½ Mk. für Person und Tag bei

Fräulein **Caroline Schulz**,
Oberweinberge b. Tschichertzig a. O.,
Kreis Züllichau.

Empfohlen durch Herrn Diakonus Stier und Frl. Emma Schubring in Dessau.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph
in **Giessen** **Nr. 162.**

Empfehle meine Spezialhandlung für **Theologie, gute Unterhaltungs-Litteratur, Geschichte** u. s. w. u. s. w.
Bedeutendes theol. Antiquariat — Kataloge kostenfrei.
Ankauf theol. Werke — auch in Tausch.
Regelmäßige Ansichtssendungen bereitwilligst.
Antiquaria gebe auch leihweise ab.
Hugo Rothers theol. Buchh. (**Martin Warneck**), **Berlin**, Linkstr.

Töchterheime des Ev. Diakonievereins

in **Cassel** und **Schloß Werdorf**. Ziel: Erziehung zu sittlicher und wirtschaftlicher Selbständigkeit. **Grundsatz: Mädchen müssen so erzogen werden, daß sie tüchtige Hausfrauen und Mütter sein können, aber auch zu selbständigem Berufsleben geschickt sind.** Preis jährlich 800 Mk., für Vereinsmitglieder Selbstkosten. Näheres durch Prof. D. Zimmer, Herborn.

Wohlfeiles Bücherangebot!

Brockhaus, Konversationslexikon. 13. Aufl. 17 Bde. Mit zahlreichen Illustrationen u. Karten. Leipzig 1882—88. Eleg. Origbd. **Statt 255 Mk.** . . . . **nur 65 Mk.**
Sehr schönes Exemplar der letzten vollständigen Ausgabe auf Velinpapier.

Moltke, ges. Schriften. 8 Bde. 1. u. 2. Aufl. Berl. 1891—93. Origbde. **Statt 61,75 Mk.** . . . . **nur 45 Mk.**
Schönes Exemplar.

Schlosser, Weltgeschichte. 18 Bde. u. Reg. in 9 Hfzbde. Oberh. 1870—75. Titel gest. Sehr gut erhalten. **Statt 71,25 Mk. für 20 Mk.**

Schultz, Alw., Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrh. Familienausgabe. 2 Bde. Wien 1892. Origbde. Tadelloses Exempl. **Statt 41 Mk.**— . . . . **nur 30 Mk.**

Buch der Erfindungen. 8. Aufl. 8 Bde. Prachtausg. Lpz. 1884—88. Origbde. **Statt 76 Mk.** . . . . **nur 40 Mk.**
Schönes Exemplar. Auf d. Titel Stampille u. Namen.

Encyklopädie d. ges. Erziehungs- u. Unterrichtswesens. Hrsg. v. K. A. Schmid. 11 Bde. Gotha 1859—78. Hlwd. (Bd. 4 ohne Titel.) **Statt 172,40 Mk.** . . . . **nur 45 Mk.**

Reuss, la Bible. Traduct. nouvelle. 14 vols in 10 tomes. Paris 1874—81. Demi toile. Bel exempl. . . . . **nur 90 Mk.**

Lichtenberger, F., Encyclopédie des sciences religieuses. 13 vols. Paris 1877—82. Lex. 8°. Demi toile. **Statt 230 Mk. nur 150 Mk.**

Das Echo. Wochenschrift f. Politik, Literat. ꝛc. Bd. 1—19. Berl. 1882—91. Hlwd. Stampille auf Titel. **Statt 102,50 Mk. nur 50 Mk.**

Deutsche Romanbibliothek. Hrsg. von Hacklaender. Bd. 1—37. Stuttg. 1873—91. Nicht uniform geb., Bd. 35—37 ungeb. Titel gest. **Statt 278,50 Mk.** . . . . **nur 50 Mk.**
Als Unterhaltungslektüre auch f. Volksbibliotheken sehr zu empfehlen.

Schorer's Familienblatt. Jhrg. 1—9. 1880—88. Nicht unif. geb. Titel m. kl. Stempel. **Statt 72 Mk.** . . . . **nur 30 Mk.**

Ueber Land und Meer. Allgem. illustr. Zeitung. Stuttg. 1859—92. Nicht uniform geb., die beiden letzten Jahrgge. ungeb. Titel gest. **Statt 480 Mk.** . . . . **nur 80 Mk.**
Die komplette Folge. — Vollständige Exemplare sind nicht häufig. Sehr beliebtes Unterhaltungsblatt. In älteren Bänden Ausbesserungen und Lesespuren.

Vom Fels zum Meer. Illustr. Zeitschrift f. d. Deutsche Haus. Bd. 1—26. 1881—94. 18 Bde. geb., Rest in Heften. Titel m. kl. Stampille. **Statt 168 Mk.** . . . . **nur 60 Mk.**

Westermann's illustr. Monatshefte. Hrsg. v. Fr. Spielhagen. Jhrg. 1—38 u. Reg. zu Bd. 1—50. Brschw. 1856—94. 68 Bde. geb., meist Hfz., 8 Bde. ungeb. **Statt 422,40 Mk.** . . **nur 100 Mk.**
Westermann's Monatshefte nehmen unter allen illustr. Blättern unbedingt eine der ersten Stellen ein. Seit 40 Jahren ist das Blatt unter Mitwirkung hervorragender Mitarbeiter bemüht gewesen, sich auf diesem Platze zu erhalten.

Die Zukunft. Hrsg. v. Max. Harden. Jhrg. 1—3, 1. u. 2. Quart. 1892—95. br. **Statt 60 Mk.** . . . . **nur 25 Mk.**
Viele Nummern sind vergriffen!

Alles franko innerhalb des deutsch-österreichischen Postgebietes. — Bücherangebote sind stets willkommen.

Braunschweig **Wilhelm Scholz,**
Antiquariat und Buchhandlung

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig